Die Volksbeglücker.

Eine Erzählung

von

Max von Schlägel.

Ein Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1874

Erstes Kapitel.

Der Flüchtling.

„Im Lande der Freiheit!“ murmelte der Mann mit dem energischen Gesicht und den klaren sinnenden Augen, der am Geländer des Dampfers stand und in die quirlenden Wogen des grünen Sees hinabschaute. Wie die Wellen unter dem Bug anschwollen und sich wieder senkten, eine die andere verdrängend und mit ihrem weißen Schaum bedeckend, so stiegen sie vor seiner Seele auf und nieder, die Träume seiner Kindheit, die Sagen von dem kecken Tell, dem Tyrannemörder, die blutigen Schlachten derfreien Bauern gegen die geharnischten Ritter Oesterreichs und Burgunds. . . Ueber dem Bette des Knaben war unter Glas und Rahmen, fein sauber in Elfenbein geschnitten, die Tellsage aufgehangen gewesen, vom Schwur auf dem Rütli bis zum Tode

Geßlers; — man glaubte, die weißen halb aus dem flacheren Grunde heraustretenden Figürchen müßten zu leben und sich zu bewegen anfangen, die elfenbeinernen Wogen des Vierwaldstättersees sich aufthürmen und den Nachen des bösen Geßler in den Abgrund ziehen. Damals richtete der Knabe sich im Bettchen auf und griff nach den bauchigen Gläsern, welche die zarte Arbeit vor seinen ungeschickten Händchen schützten... Umsonst, die Filigranhelden der kindlichen Phantasie blieben regungslos und todt, und die Wärterin kam und bewahrte die zarten Bildwerke vor eingehenderen Untersuchungen.

Es war später, Jahre später, da saß der Knabe über Zschokkes Schweizergeschichten, und da ihn die Mutter mit glühenden Wangen darin lesen sah und da gerade sein zwölfter Geburtstag war, so nahm sie ihn mit ins königliche Hof- und Nationaltheater, wo heute Abend Wilhelm Tell von Schiller gegeben wurde. Und mit weitgeöffneten Augen, mit staunendem Munde saß der Knabe da und lauschte den hochtönenden Reden, und dann, als sie heimgingen, konnte die Mutter kein Wort aus dem aufgeregten Kinde herausbringen, welches die Fäuste fest geschlossen hielt und wild vor sich hinstarrte und zu Hause das Gesicht weinend in die Kissen vergrub, weil es keinen Tyrannen in der

Nähe gab, schlecht genug, um ihn gleich Geßlern umzubringen. Und auch die Leute, mit denen der Knabe verkehrte, schienen leider ganz zufrieden mit ihrer Sklaverei.

Der Knabe wurde Jüngling, er sang auf Kommersen und Kneipen das Lied vom „Struth von Winkelried", und wieder betrübte ihn tief das gänzliche Verschwinden der Geharnischten aus unserem nüchternen Jahrhundert; höchstens hie und da eine Kommentpaukerei auf Binden und Bandagen, wobei die Sekundanten jeden dritten Hieb heraussingen, oder eine Pistolenmensur auf fünfzig Schritt mit überladenen Pistolen und einem neugebackenen Fähnrich, dem man beim Tanzen auf den Fuß getreten. Man schoß mit der dazu gehörigen Aufregung, gab sich die Hand und ging nach Hause, — das war alles. Und der Universitätspedell oder die Gendarmen, welche hie und da eine Paukerei aufhoben oder verhinderten, konnten bei allem Heldenmuthe, den man bei solchen Gelegenheiten bewies, doch auch nicht für würdige Gegenstände des Tyrannenhasses gelten.

Da kam jener die Gemüther verwirrende Streit von 1866 — der Jüngling war Mann geworden, er stand allein inmitten des tobenden Pöbels, welcher Krieg! Krieg! heulte. Aber er war Mann geworden. Mit

dem Schwert der Rede mahnte er ab von dem unseligen Bruderzwist, immer höher stieg die Brandung der Volkswuth zu ihm herauf, als er sein Programm verlas: „Unbedingter Anschluß an den großen thatkräftigen deutschen Norden, Aufgeben aller kleinlichen Großmachtsbestrebungen, Unterordnung in militärischer und diplomatischer Beziehung unter Preußen, den Hort und die Stütze Deutschlands . . .“

Da kannte die Wuth des Pöbels keine Grenzen mehr sie hießen ihn einen Verräther, der sich an die Preußen verkauft habe, und die Polizei führte ihn gefangen hinweg, wie sie sagte, um ihn vor den Insulten des Volkes zu schützen. Er wurde des Hochverraths angeklagt und mußte fliehen.

Der Weg nach dem Norden war ihm durch die Heeresbewegungen und die strengere Controle, die der Krieg mit sich führte, verlegt — er wandte sich nach der Schweiz — dem Lande der Freiheit; dem Lande, das aus seinem Bruderkrieg verjüngt wieder auferstanden war, während dort drüben ein großes Volk, wie bestimmt allen anderen als strahlendes Vorbild voranzuleuchten, den häuslichen Zwist blutig ausfocht.

Hinter seinen flüchtigen Schritten ertönten die Donner von Sadowa.

Der Träumer am Dampfschiffgeländer schrak em-

por vor seinen eigenen Gedanken. Er schob den breitrandigen Hut aus der Stirne und schaute um sich. Rastlos schaufelte der Dampfer zwischen den immer näher zu einander herantretenden Ufern dahin, die Häuser der Uferdörfer, die Villen am Gestade wurden immer deutlicher, die den See umschließenden Berge immer höher. An dem fast spitzen Ende des Sees, ihn mit ihren glänzenden Häusern und grünen Gärten umklammernd, lag eine Stadt, eine große, prächtige Stadt, überragt am Bergabhang von herrlichen Gebäuden antiken Stils, Werkstätten des menschlichen Geistes.

Immer zahlreicher wurden die Segel und die Schifflein, die an dem Dampfer neugierig sich nähernd vorbeiglitten. Es waren eigenthümliche Segelbote, welche in der Mitte blos einen kleinen offenen Raum für wenige Personen hatten; das mächtige Segel war an der Spitze angebracht, der Abendwind blies mächtig hinein, daß sich die Nußschale weit vorn überlegte und rauschend dahinfuhr, links und rechts den Silberschaum neben sich emporspritzend.

Und die Segler, meist junge Leute in eleganten Matrosenkleidern, standen aufrecht drinnen und schauten mit den lustgerötheten Wangen in den glühenden Abendhimmel und auf die rosenroth erglänzenden Gletscher des Oberlands.

Weit hinter diesen raschen Seemöven zurück blieben die Ruderkähne, in welchen größere Gesellschaften saßen. Kunstlose Lieder im Chor gesungen drangen herüber, und die aufrechtstehenden Ruderer mit ihren langen Rudern stießen dazu den Takt. Vom Abendroth beleuchtet fielen die goldenen Tropfen von den Ruderschaufeln in den spiegelglatten See.

Die Dampfschiffglocke läutete, eine bunte reichgekleidete und glücklich aussehende Menge drängte sich am Gestade, Hotels stiegen wie Paläste vor ihm empor, alterthümliche Brücken, auf denen sich das Volk drängte, verbanden die Ufer des Flusses, in welchen der See endete.

„Im Lande der Freiheit", murmelte der Mann mit dem breitrandigen Hute noch einmal, als er dies Bild des Glücks und Lebens sah, nahm sein Gepäck in die Hand und ging ans Ufer in ein nahegelegenes Gasthaus.

Die Kellner musterten ihn erstaunt ob seiner wenigen Habseligkeiten, er achtete nicht darauf und ließ sich ein Zimmer geben. Dort reinigte er seine bestaubten Kleider, dann klingelte er und fragte den eintretenden Kellner, wo der Nationalrath Wenggy wohne. Der Kellner betrachtete sich erst den bescheidenen Touristen, dann wiederholte er den gefeierten Namen, der

damals in Haß oder Gunst wenigstens einmal des Tages über die Lippen eines jeden Eidgenossen ging, und gab die gewünschte Erklärung: der Herr Gerichtsschreiber Wenggy wohne in der Falkenburg; wenn der Herr näher ans Fenster trete, könne er ihm das Haus zeigen.

Das schloßähnliche Gebäude lag ziemlich entfernt, doch auf solcher Höhe, daß man es nicht blos von weitem sehen, sondern auch von dort aus eine herrliche Aussicht genießen mußte.

Der Fremde dankte, entfernte aus seinem Hute ein paar zu romantische Beulen, suchte sich unter alten Glacéhandschuhen das am wenigsten defekte Paar heraus und machte sich auf den Weg nach der Falkenburg.

Wir haben im Eingange erwähnt, daß der Mann mit dem breitrandigen Hute ein energisches Gesicht, braunes, lockiges Haar und klare sinnende Augen hatte. Das ist zu wenig, denn mit allen diesen an und für sich nicht zu verachtenden Eigenschaften kann man recht häßlich sein. Also war er schön? Das auch wieder nicht, das wäre zuviel — unsere Damen und Romanschreiber haben da einen Ausdruck erfunden, der sehr billig über diese Kluft zwischen schön und häßlich hinweg führt — eine „interessante Erscheinung.“ Da-

mit rücken wir aber einer genauen Bezeichnung von unseres Ankömmlings Aeußerem nur wenig näher, denn interessant ist eigentlich doch für jeden etwas anderes. Und gewiß wären an des Professors Christoph Hermann aufrechter aber bescheidener Haltung, an seinem ruhigen beobachtenden Blick, seinem wenig gepflegten Vollbart achtlos die Mehrzahl der jungen Damen vorübergegangen, welche sich sonst auf das Interessante am vollkommensten verstehen.

Aber Christoph Hermann gehörte zu jenen Menschen, deren Blick uns, mag es in einer heiter plaudernden Gesellschaft, mag es auf einsamen Spaziergange sein, oft überrascht, als sei er in die innersten Geheimnisse unseres Herzens eingedrungen, daß unsere Seele bald zuckt wie ein Glied unter der Lanzette des Arztes, bald überwallend ausrufen möchte: Ja, Du könntest alle Lust und alles Leid dieser Brust verstehen, — zu diesen Menschen gehörte der flüchtige Volksredner, der suspendirte Professor Christoph Hermann.

Nehmen wir dazu eine hohe und breite Gestalt mit leichten und ruhigen Bewegungen, nehmen wir Manieren, wie sie in ihrer anspruchslosen Eleganz der Habitués der höchsten Gesellschaftsreise nicht vollkommener besitzen kann, und einen einfachen dunkelgrauen Reiseanzug, so haben wir den Professor fürs erste ge-

nugsam beschrieben. Wir treffen ihn wieder, wie er an der eisernen Gartenthür der Falkenburg, vor welcher er steht, anläutet.

Es war inzwischen leichte Dämmerung eingetreten und die Contouren des Hochlands, soweit sie nicht in weißen Abendnebeln verschwanden, waren ernst und dunkel. Hoch über ihnen, während der Horizont sich schon in dunkles Violett kleidete, schwebte eine kleine rosige Wolke, wie eine Blume, welche der scheidende Helios auf seiner Wanderung zur Tiefe verloren.

Unten in der Stadt erschienen die ersten Lichter.

Zweites Kapitel.

Ein Volkstribun.

Ein paar kleine Mädchen von sechs und neun Jahren mit hübschen Zügen und auffallend großen schwarzen Augen öffneten und schauten dem Fremden ohne Scheu neugierig in's Gesicht.

„Hier wohnt doch der Herr Nationalrath Wenggy?"

„Der Vater ist oben, kommen Sie!" sagte das ältere Mädchen in ihrem heimatlichen Dialekt und ging, ihre Schwester an der Hand fassend, voraus.

„Aber es ist schon spät", begann der Professor, zu dem intelligenten Kinde gewendet, wieder. „Wird mein Besuch den Papa nicht stören?"

„O das thut nichts!" antwortete das Mädchen, die großen Augen freundlich zurückwendend. „Seit-

dem der Vater Nationalrath ist, kommen so viele Leute . . ."

„Und alle läßt der Vater vor?"

„O gewiß!" meinte das Kind mit wichtiger Miene. „Mein Mütterli freilich ist nicht zufrieden damit, daß wir den Vater nie für uns haben, aber er sagt, das sei eben nicht anders bei einem Volksmann . . ."

Der Professor hielt es für unzart, das plaudernde Kind, das plötzlich erröthend inne hielt, noch weiter zu befragen. Dessen Antworten jedoch hatten sich wie ein leiser Frost auf seine durch den herrlichen Abend warm angehauchte Seele gelegt. War es denn zu Hause anders — brachte da die Popularität oder das Streben darnach keine Bürde? Hatte er nicht selbst in früherer Zeit oft nur widerwillig den Händedruck der Gemeinheit aushalten und freundlich dazu lächeln, der hohlköpfigen, breitspurigen Frechheit seine Thüre öffnen müssen? Ja, das war aber zu Hause, in der Heimat gewesen, wo so vieles anderes sein sollte, aber nicht hier in der Schweiz, im „Lande der Freiheit."

Sie durchschritten den hübsch gepflegten Garten und stiegen die Treppe zu der Wohnung des Nationalraths empor.

„Warten Sie ein klein wenig!" sagte die neun-

jährige Politikerin, indem sie den Professor in ein einfaches und hübsches Arbeitszimmer führte. „Ich werde den Vater holen!“

Professor Herman sah sich in dem Zimmer um. Es enthielt eine mäßig große Bibliothek, einen Schreibtisch, worauf verschiedene Journale des In- und Auslands lagen, in denen einzelne Stellen oder Artikel mit dicken rothen Strichen versehen waren. In anderen hatte man ganze Spalten ausgeschnitten. Aus dem Fenster mußte man bei Tage einen herrlichen Blick über die Stadt, den See und auf das Hochgebirge haben, jetzt bei der zunehmenden Dunkelheit war die Aussicht beschränkt auf die Stadt, wo immer mehr Lichter erwachten, während die Fremdenhotels bereits den vollen Glanz ihrer beleuchteten Räume vom See zurückstrahlen ließen. Landeinwärts arbeiteten ein paar Fabriken, daß sie in vollem Brand zu stehen schienen. Ein Dampfer, sichtbar durch den rothglühenden Rauch, der seinem Schornstein entquoll, den beleuchteten Maschinenraum und seine rothen Kajütenfenster, welche wie eine Reihe feuriger Zähne den schwarzen Rachen eines Ungeheuers umgaben, schaufelte in den nächtlichen See hinaus nach den Städten und Dörfern am Ufer, deren Lage weit dort hinten

die kaum sichtbaren, gleich entfernten Sternen zitternden Lichter andeuteten.

Ein rascher Tritt neben der Thüre ertönte, diese öffnete sich, und der ins Zimmer fallende Schimmer des Lichtes, das der Nationalrath in der Hand hielt, hüllten in plötzliches Dunkel das Nachtbild vor dem Fenster.

Der Nationalrath war ein mittelgroßer, schlanker Mann, an dem gleich im ersten Augenblick die großen schwarzen Augen auffielen, die er mit seinen Kindern gemein hatte. Das Gesicht mochte in seiner Jugend schön gewesen sein, jetzt, und der Mann zählte doch kaum mehr als fünf und vierzig Jahre, hatte es einen krankhaften gelben Teint; die großen Augen verloren etwas von ihrer eigenthümlichen Macht durch die flackernde Unruhe, mit der sie den Fremden musterten. Die Bewegungen des Nationalrathes, mit denen er jetzt das Licht mitten auf die Zeitungen des Schreibtisches stellte und auf einen Stuhl wies, waren hastig und sogar von einer gewissen unweltmännischen Eckigkeit nicht freizusprechen.

Der Professor verbeugte sich und nahm Platz.

Das Auge des schweizerischen Volksmannes hatte wol auf den ersten Blick den Deutschen erkannt. Der Nationalrath bemühte sich hochdeutsch zu sprechen, und

dies gelang ihm auch bis auf die rauhen Kehl- und Zischlaute, welche seine gebildetsten Landsleute nie ganz verleugnen können, und bis auf den ausdrucksvollen pathetischen Ton, welcher sich von der Gewohnheit, öffentlich zu reden, auf seine Conversation übertragen haben mochte.

„Was verschafft mir die Ehre?“ fragte der Nationalrath, der unter dem ruhigen beobachtenden Blick des Fremden unruhig auf seinem Sessel hin- und herrückte.

„Sie werdeu meinen Namen vielleicht durch die Journale kennen. Ich heiße Christoph Hermann!“

„Ah!“ der Nationalrath blickte auf. „Sind Sie derselbe Professor Hermann, welcher nach den Zeitungen Süddeutschland verlassen mußte wegen . . .“

Der Nationalrath stockte.

„Wegen seiner preußischen Sympathien!“ vollendete der Professor ruhig. „Ich bin derselbe.“

Der Nationalrath war etwas erregt. Er wechselte mehrfach die Farbe. Endlich wie mit einem raschen Entschluß streckte er die Hand hin, in die der Professor zögernd die seinige legte.

„Es versteht sich von selbst, daß ich einen ehrlichen Mann, der im Kampfe für seine Ueberzeugung alles,

selbst die Heimat, opfert, in meinem Hause herzlich willkommen heiße, wenn jene Ueberzeugung auch nicht die meinige wäre.“

Die beiden Männer hielten einige Augenblicke einer des andern Hand und sahen sich ernst in's Gesicht. Dann nahm Professor Hermann die Unterhaltung wieder auf.

„Ich weiß aus Ihrer journalistischen Thätigkeit, daß Sie kein Freund des deutschen Einigungswerkes sind und — ich billige und begreife das nicht, — doch wie dem sei, auch ich achte jede ehrliche und offene Ueberzeugung.“

Der Nationalrath schwieg. Sein ernstes Gesicht schien anzudeuten, daß er das Gespräch in dieser Richtung nicht fortzusetzen wünsche.

Der Professor fühlte das, griff in die Tasche, zog einen Brief heraus und reichte ihn dem Nationalrath.

Dieser sah flüchtig auf die Adresse, die Schrift schien ihm unbekannt, ebenso das Siegel. Er erbrach es mit der ihm eigenthümlichen Hast und las . . .

Allmählich wurde sein rastloses Auge fest und klar, das leise Zittern in der Hand hörte auf, selbst unter der gelblichen Blässe der Wangen erschien ein Schimmer von Gesundheit oder Freude.

„Von Ratty!“ rief er, „von dem Herrn Minister!“ setzte er hinzu, als wolle er eine liebgewordene Person durch Beifügung ihres vollen Titels ehren.

„Von Ihrem Jugendfreunde, der Ihrer stets in Dankbarkeit und Treue gedenkt, soweit auch in der Politik die Wege des herzoglichen Ministers und des schweizerischen Volksmannes sich getrennt haben.“

Der Nationalrath sprang auf und fuhr sich mit voller Hand über den breiten Kinnbart, und seine Augen leuchteten.

„Ja, er ist noch immer mein Freund, mein guter treuer Freund — wie damals, als wir, er der Flüchtling und schweizerische Schullehrer und ich, der Bettelstudent, Arm in Arm wanderten über die Blütenfelder des Thurgau und von Weltverbesserung und allen möglichen Dummheiten redeten. Er ist also auch der wankelmüthigen Volksgunst zum Opfer gefallen, — ich hab's gelesen — auch er, der gute, ehrliche Ratty — ich weiß es noch wie heute, es war die letzte Zeit seines Aufenthalts bei uns — er hat ein bischen Heimweh gehabt und ist sehr traurig gewesen — da ist die Nachricht gekommen, daß er begnadigt sei und heim dürfte in seine frühere Stellung, da hat er mich umarmt und hat mit Thränen in den Augen gerufen: Ich hab' euch alle so gern, meine Freunde, meine

Schüler und mein Häuschen, und auch die Bauern alle sind freundlich zu mir gewesen — und doch ist es mir, als stände auf einmal der Himmel offen, daß ich wieder in meine Heimat darf."

„Ich weiß es", sagte Professor Hermann, gerührt durch die Rührung des Nationalraths, „noch jetzt gedenkt der herrliche Mann nur mit tiefer Bewegung an die Freuden seines Exils. Darf ich hoffen, Herr Nationalrath, daß die Empfehlung Ihres Freundes Sie auch etwas für mich und mein Schicksal interessiren werde? Einem Manne gegenüber, der bei der Erinnerung an einen Jugendfreund Thränen vergießen kann — ist jede Zurückhaltung überflüssig. Hilflos wie Ratty zu Ihrem Vater, komme ich zu Ihnen — wie er halte ich mein Vaterland und seine Größe über alles, wie er bin ich im ehrlichen Kampf gegen Zustände gefallen, denen die edelsten Männer unserer Zeit unterlagen — ein Kind von dreißig Jahren stehe ich auf einem mir völlig fremden Boden — wie er, nur vielleicht weniger werth."

Wieder streckte der Nationalrath seine Hand aus Diesmal war der Händedruck warm und echt und ohne Zurückhaltung.

„Sie sind mein Freund, wie er!" begann der Nationalrath lächelnd. „Mein Haus ist das Ihre,

meine Familie die Ihrige — die schweizerische Gastfreundschaft ist kein hohler Schall für den, der sie werth ist. Seien Sie willkommen. Von dem weiteren wollen wir morgen reden. Wo sind Sie abgestiegen? Im Schwert? Meine Magd wird Ihre Effekten holen. Sie bleiben bei uns. Keine Widerrede! Glauben Sie, der Schweizer schickt seine Freunde ins Logirhaus? Und jetzt wollen wir einmal nach den Frauenzimmern sehen! Kommen Sie!"

Drittes Kapitel.

Ein Familienleben.

Der Nationalrath ging voraus. Professor Hermann folgte ihm durch einige einfach möblirte Räume und trat endlich in das Familienzimmer. Es war ein reizendes Familienbild, das er da zu sehen bekam. Auf seiner Ruhebank saß eine schöne stattliche Frau von etwa zweiunddreißig Jahren, die zwei Mädchen, welchen wir schon begegnet sind, drängten sich zu beiden Seiten an sie und erzählten ihr offenbar von dem fremden Manne, der gekommen war, um ihren Vater zu besuchen und so freundlich mit ihnen geredet hatte; denn beim Eintritt des Professors schwiegen sie scheu und verlegen. Die Mutter hatte die eine ihrer nicht eben sehr kleinen, aber sehr zarten und weißen Hände auf das braune Haar des älteren Mädchens gelegt

und hörte milde lächelnd dem Geschwätz des Kindes zu, in welches das kleinere Schwesterchen einigemale, jedoch vergeblich, sich einzudrängen versuchte.

Nebenan am Fenster, vom Licht der Lampe auf dem Tische kaum erreicht und mit halbabgewendetem Gesicht zur beleuchteten Stadt niederblickend, saß eine jüngere, schlankere Gestalt in einfacher Haustoilette. Die Hände mit der Stickerei ruhten in ihrem Schoße, und mit halbem Ohre, ohne jedoch die Blicke von dem reizenden Nachtbilde zu verwenden, lauschte auch sie dem Geplauder der Kinder.

Der Tisch war zum Abendbrot gedeckt, ein großer Blumenstrauß nahm die Mitte ein, alles glänzte von Sauberkeit und Ordnung.

Der Eintritt der beiden Männer brachte dies Bild eines ruhigen glücklichen Familienlebens etwas in Unordnung. Die Frau vom Hause stand auf, drängte die beiden verlegenen Kinder sanft von sich und schien die Vorstellung des Fremden zu erwarten. Die jüngere Dame erhob sich ebenfalls und trat etwas näher, jedoch nicht weit genug, daß das volle Lampenlicht hätte auf sie fallen können.

„Ich stelle Euch in diesem Herrn einen braven deutschen Mann vor, der für seine ehrliche Ueberzeugung das Brot der Fremde essen muß — der Herr

Minister Ratty, mein langjähriger Freund, hat ihn mir besonders warm empfohlen, und es versteht sich von selber, daß er von heute an bei uns wohnt und ein Glied unserer Familie bildet. Herr Professor Hermann, meine Hausfrau, Frau Bertha, — meine Schwägerin, Jungfrau Hedwig."

Der Nationalrath hatte das alles mit einer gewissen Feierlichkeit gesagt und sich seiner heimatlichen Sprachweise so wenig entziehen können, daß er sogar auf den Titel Minister, den sein einstiger Freund führte, einen gewissen Nachdruck legte.

Frau Bertha, das schöne, etwas breite Gesicht man möchte sagen von strahlendem Wohlwollen übergossen, reichte ihm ihre Hand hin: „Willkommen!"

In dem einfachen Wort und der Art, wie es ausgesprochen ward, lag eine so herzgewinnende Freundlichkeit, daß Professor Herman sich unwillkürlich niederbeugte, um Frau Berthas Hand zu küssen. Aber schon war diese zurückgezogen worden, und der Nationalrath, der den ganzen Vorgang bemerkt hatte, sagte, wie um das Erröthen seiner Frau zu entschuldigen, scherzend:

„An solche Höflichkeit sind unsere einfachen Schweizerfrauen nicht gewöhnt — nun Hedwig, was ist es mit Dir? Bietest Du unserem Freund kein Willkommen?"

Langsam und zögernd kam die schlanke Gestalt hervor aus dem Halbdunkel, das sie sehr zu lieben schien, und streckte ebenfalls ihre Hand aus: „Willkommen!"

Aber das „Willkommen" klang anders, als das, welches aus dem von Güte strahlenden Antlitz und zwischen den rothen Lippen der Frau Bertha hervorgekommen war.

Nicht, daß es unfreundlich gewesen wäre, die schmale Hand der Schwägerin legte sich herzlich zwischen die vor freudiger Rührung leise zitternden Finger des Professors und nahm seinen Händedruck arglos und zutraulich entgegen. Aber es lag etwas in dieser hohen, leise vorgebeugten Gestalt, in diesen ruhigen bleichen Zügen, den großen hellbraunen, nur etwas starren Augen, in den leise zuckenden Lippen, als habe ihnen das kleine Wort Mühe gemacht, das sie eben gesprochen, es war etwas in dieser ganzen lieblich-fremdartigen Erscheinung, zu dem die einfache bürgerliche Herzlichkeit des Wortes nicht paßte. Es war auch dem Professor, als ob sich sein Herz schmerzlich zusammenziehe unter diesem großen Auge, das leer und theilnahmlos auf ihm ruhte, als sei alles ringsumher nur eine gemalte Welt von bunten Vorhängen nicht werth, das Auge daran zu ergötzen, und als

liege, was des Interesses werth, nicht hier, ganz anderswo, vielleicht im eignen Herzen, in den eignen Träumen. —

Als er ihm zum zweiten Mal die Hand gegeben, fühlte der Professor, was er in dem Nationalrath für ein warmes erregbares Freundesgemüth gefunden; ob die Stärke des Charakters der Empfänglichkeit des Herzens ganz entsprach, wußte er noch nicht, es mußte aber wol so sein, denn der Nationalrath war ja ein großer und berühmter Mann in seinem Volke, wegen seiner hervorragenden Eigenschaften in dem Kreis, wo diese zur Entfaltung kommen konnten, angestaunt selbst von den politischen Feinden.

Frau Berthas Natur war ein aufgeschlagenes Buch mit goldenen Lettern, und darin standen reizende Geschichten von der liebenden Hingebung und freudigen Aufopferung einer kräftigen Frauenseele. Ohne viel Phantasie, schlicht und gut, das Gute vollführend, weil es eben gut war, und das Schlechte aus Instinkt von sich weisend, ohne jedoch darüber zu philosophiren, einfach klar und für jeden zu ergründen, der gut genug war, um eine unverfälschte Natur zu begreifen, aufrecht und stolz, weil sie sich nicht für weniger werth hielt, als alle andern, aber auch nicht für mehr: das war Frau Bertha, wie sie der Professor beurtheilte.

Aber die Schwägerin mit ihrem ruhigen blassen

Gesicht, ihren langsamen Bewegungen, ihren großen theilnahmlosen Augen, die keine Thräne zu haben schienen für das Leid, mit diesem Mund, dessen sanfte Linien gefeit schienen gegen Scherz und Lächeln; der Professor stand zum ersten Mal vor einem lebendigen Räthsel. Hatte er ein hochmüthiges, ein blasirtes, ein herzloses Geschöpf vor sich? Oder war diese eisige Ruhe die Folge eines tiefen ausgekämpften Seelenleids? War Hedwig eine religiöse Schwärmerin, oder konnte sich hier eine erkrankte Phantasie nicht mehr von den selbsterzeugten Gestalten losreißen, daß das Leben um sie her zu einem unverständlichen Gemurmel sich verwirrte, aus dem nur hie und da vertraute Stimmen halbverstanden zu ihrer Seele drangen, um den Körper automatengleich im gewohnten Gleise zu halten?

Von der letzteren Befürchtung wurde der Professor bald befreit. Der Nationalrath fuhr in seiner Vorstellung scherzend fort:

„Endlich habe ich unserm Freunde noch ein paar junge Damen vorzustellen, welche auch schon Anspruch machen auf die ihrem Geschlechte zukommenden Artigkeiten, nämlich meine Töchter Anna und Klara. Das Anneli fühlt sich schon als große Dame und wünscht mit „Sie“ angesprochen zu werden, das Kläreli ist

bescheidener und läßt sich durch einen mitgebrachten Apfel oder etwas Konfekt leicht für einen etwaigen Verstoß gegen die herkömmlichen Formen trösten."

Die beiden Mädchen flüchteten sich vor den halbverstandenen Neckereien des Vaters zu Hedwig und verbargen ihre Gesichter in den Falten ihres Hauskleids. Hedwig blickte zu ihnen herab uud fuhr ihnen mit den Händen über das lange braune Haar. Dabei waren die Bewegungen dieser weißen Hände so sanft, eine solche unendliche Zärtlichkeit lag über der kleinen Gruppe ausgegossen, daß es den Professor ganz eigenthümlich anmuthete.

„Und nun wollen wir uns zu Tische setzen," sagte der Nationalrath. „Ich hatte zwar in meiner sprichwörtlichen Zerstreutheit vergessen, Sie anzumelden, allein meine brave Hausfrau hat aus unserer langen Unterhaltung mit ihrem gewohnten Scharfsinn den Schluß gezogen, daß Sie zum Abendbrot bei uns bleiben würden, und bereits für Sie gedeckt. So", der Nationalrath zog einen Stuhl herbei, „nehmen Sie Platz, Herr Professor."

Alles setzte sich, die beiden Kleinen rückten ihre Stühle so nah als möglich an Hedwig heran und warfen hie und da einen verschämt schalkhaften Blick nach dem Professor herüber. Hedwig sorgte mit größter

Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse ihrer Nichten, band ihnen die Servietten um, legte ihnen vor und that dies mit ihrem gewöhnlichen Ernst, aber in so verständiger Weise, daß der Professor auch die religiöse Schwärmerin und die überspannte Romanleserin aus seinem Beurtheilungsregister fallen lassen mußte.

Das Gespräch wurde nur von Frau Bertha, ihrem Manne und dem Professor geführt.

„Sie werden entschuldigen müssen," leitete der der Nationalrath dasselbe ein, „wenn meine Frau mir gegenüber ihren heimatlichen Dialekt spricht. Sie behauptet, ohnehin nicht sehr geistreich zu sein und bei den Bemühungen, hochdeutsch zu radebrechen, verliere sie immer ihre besten Gedanken."

„Wahr ist's," lachte Frau Bertha, „daß ich mir immer vorkomme als ob ich Komödie spiele, wenn ich mit meinem Mann hochdeutsch rede. Wenn ich mit Fremden allein bin, so geht's, ist aber mein Mann dabei, so ist's mir nit möglich, anders zu reden als wir immer reden."

„Ich verstehe den allemannischen Dialekt vollkommen," entgegnete der Professor, „habe mir sogar auf meine Kenntniß desselben schon oft etwas zu gut gethan und Hebelsche Gedichte vorgelesen. Das war jedoch in Deutschland, wo ich keiner Kritik ausgesetzt

war; vor Schweizern würde ich mir selber sehr komisch vorkommen, wollte ich ihre Mundart nachahmen. Aber ich verstehe, wie gesagt, und liebe den Dialekt."

Der Professor glaubte wahrzunehmen daß Hedwig ihre Augen von dem Teller Klärelis, wo sie eben etwas Fleisch zertheilte, emporhebe und einen Moment auf seinem Gesicht ruhen lasse, doch das war kaum bemerkt, so auch vorbei, und auch Frau Bertha begann wieder in ihrer Mundart, die wir indes übersetzen wollen, und schielte dabei schalkhaft nach ihrem Mann hinüber:

„Sie haben uns unwissentlich eine große Freude gemacht, Herr Professor, daß Sie grad heut gekommen sind, denn heut ist meinem Mann sein Geburtstag, und ohne Sie wäre er schwerlich bei uns geblieben. Aber jetzt wird er wol nicht so unhöflich sein . . ."

Ueber das Gesicht des Nationalraths zuckte es wie leichter Unmuth, und seine Finger zerbröckelten ein Stückchen Brot, das sich eben zwischen ihnen befand. Es gelang ihm jedoch, seiner Ungeduld Herr zu werden, und mit gezwungenem Scherze antwortete er, zu dem Professor gewandt, auf die Interpellation der Hausfrau:

„Bertha will es noch immer nicht begreifen, daß wir nicht blos auf der Welt sind, um im Schoße

unserer Familie so recht nach Bequemlichkeit zu leben, sondern daß eben auch die Mitwelt, das Volk Anforderungen an diejenigen hat, die ihm nützen können; daß ich als Nationalrath, als Kantonsrath nicht mehr so viel Zeit im Kreise meiner Familie zubringe, wie als Gemeindeschreiber in meinem Heimatstädtchen, das geht ihr nun und nimmer in den Sinn . . . Heute z. B. ist die Monatsversammlung meiner politischen Freunde; ich soll einen längsterwarteten Vortrag halten über die Erweiterung der Volksrechte, über Veto und Referendum, und meine Frau findet das unerträglich mit meinen Pflichten als Jubelgreis."

Frau Bertha richtete sich auf, und um ihren vollen rothen Mund zeigte sich ein Zug von bitterem Ernst, wie ihn der Professor jetzt zum ersten Mal dort entdeckte.

„Ich weiß es nur aus Deinen eigenen Schriften, daß die Familie die wahre Grundlage einer jeden staatlichen Ordnung ist; daß da, wo das Familienleben Noth leidet, früher oder später auch das ganze Gemeinwesen krank wird. Ich weiß es auch sehr wohl zu unterscheiden, was die Bedürfnisse des armen Volks sind, oder die Privatgelüste von Deinen ehrgeizigen Freunden, die sich nur mit Deiner Hilfe auf die grünen Sessel im Regierungsrath setzen möchten

und Dich immer wieder treiben und aufstacheln und keinen Augenblick zur Ruhe kommen lassen aus ihren eigennützigen Beweggründen, und die Dich unbarmherzig fallen ließen, wenn das Volk seinen Nationalrath Wenggy nicht mehr so lieb hätte, wie jetzt."

„Bertha!" die großen Augen des Nationalraths, mit denen er seine Gattin ansah, öffneten sich weit und schmerzlich, „Du kennst nicht den Werth der Männer, die Du so leichtfertig bei unserm neuen Freunde verdächtigst. Sie sind die Seele des Fortschritts in unserm Kanton, zum Theil in der ganzen Eidgenossenschaft. Diese Männer, die Du verleumdest, haben durch ihre rastlose Agitation dem Volke endlich die Augen geöffnet und Deinen Mann zu der ehrenvollen Stufe emporgehoben, auf welcher er jetzt steht und seine Pflicht thut."

Die Augen der Frau Bertha blitzten, die Kinder lauschten mit scheuen Blicken dem Wortstreit zwischen Vater und Mutter, selbst die Schwägerin schien etwas von ihrer starren Gleichgültigkeit zu verlieren, und ihr Blick ruhte mit sympathischer Wärme auf dem Gesichte des Nationalraths.

„Und dafür glaubst Du Deinen Freunden zu besonderem Dank verpflichtet zu sein? Sie haben Dich zum Nationalrath wählen lassen, weil sie es selber

nicht werden konnten, weil sie nicht Deinen ehrlichen Namen besaßen, weil der Bürger, der vor Dir den Hut zieht, ihnen aus dem Wege geht. Sie versteckten sich hinter dem braven offenen Wenggy, weil das Volk sich vor ihren eigenen Namen abwendet, der brave Wenggy mit seinem warmen Herzen und seinem arglosen Gemüth muß den schlauen Herren die Kastanien aus dem Feuer holen, sie hetzen ihn todt mit lauter Broschürenmacherei und Versammlungen und stacheln ihn auf gegen Gott und die Welt, gegen jeden, der sie mit der Verachtung behandelt, die sie verdienen."

Der Nationalrath wollte, auf das schmerzlichste erregt, seiner Frau ins Wort fallen. Das energische Weib aber fuhr mit glühenden Wangen fort:

„Einmal muß es heraus, Friedrich, frei und fest; der Herr Professor ist unser Freund, sagst Du, also kann er's hören. Wen von Deiner ganzen politischen Gesellschaft hätten sie wählen sollen, wenn nicht Dich? Etwa den Postdirektor Kleinert oder den zweimal bankerotten Bankdirektor? Weiß Gott, ich bin nit stolz darauf, daß Du Nationalrath bist, ich bin glücklicher gewesen in meinem Dorf mit dem Gemeindeschreiber Wenggy, der seinem Weib und seiner Familie gehört hat, nicht diesen Menschen, die sich ums Volk

kümmern und nit um ihre Familien, denen Du doch nichts bist als die Fahne, unter der sie vorwärts kommen wollen, die sie verlassen, wenn der Wind einmal nach einer andern Seite weht.“

Der Nationalrath hatte diesen ganzen leidenschaftlichen Erguß seiner Frau angehört, ohne sie mit einem Wort zu unterbrechen, aber sein Gesicht wurde immer bleicher, seine schwarzen Augen schienen sich vor Schmerz tief in ihre Höhlen zurückzuziehen.

Die Augen der Schwägerin hafteten mit einem an Zärtlichkeit streifenden Ausdruck auf dem Mann der Schwester. Auch diese schien einigermaßen ihre Heftigkeit zu bereuen, als sie den Eindruck bemerkte, den ihre Worte hervorgebracht. Sie schien wieder einlenken zu wollen und faßte die Hand ihres Mannes, die fest geschlossen neben ihr auf dem weißen Tischtuch ruhte.

Der Nationalrath machte sich sanft aber entschieden los und sagte mit ernster ja strafender Stimme:

„Es steht mir nicht zu, nach Weiberart im Privatleben meiner politischen Freunde zu wühlen. Wenn einzelne derselben für die Ihrigen nicht das sind, was sie nach Deinem gestrengen Urtheil sein sollten, so liegt die Schuld vielleicht auch mit an den letzteren, weil sie vielleicht zu wenig Verständniß uud Sympathie

zeigen für Bestrebungen, welche jenen über alles gehen und, selbst des geringsten Opfers unfähig, eine Selbstentäußerung, wie sie der Dienst des Volks verlangt, auch bei jenen nicht begreifen können. Herr Professor Hermann, wenn er mir die Ehre schenken will, mich zu begleiten, kann noch heute Abend die Bekanntschaft meiner Freunde machen und mag dann selber beurtheilen, in wie weit das Bild zutrifft, das Du von ihnen so bereitwillig entworfen hast."

Eine Zeit lang schaute Frau Bertha ihrem Manne starr und überrascht ins Gesicht, daß man fast einige Aehnlichkeit mit dem steten Gesichtsausdruck ihrer Schwester hättte entdecken können, dann wurde ihr Gesicht wie mit Blut übergossen, ihre Augen füllten sich langsam mit Thränen, und rasch stand sie vom Tische auf und ging ins Nebenzimmer. Ihre Töchterchen drängten ihr scheu und befremdet nach.

Mit einem gezwungenen Lächeln wandte sich der Nationalrath an seinen Gast.

„Es thut mir leid, daß Sie gleich am ersten Abend den unerquicklichen Eindruck häuslichen Unfriedens bei uns empfangen. Aber die Frauen haben eben blos Antipathieen und Sympathieen und können, wenn sie nicht vom Strome einer aufgeregten Zeit urtheilslos mit fortgerissen werden, das sehr selten be-

greifen, was wir Ansichten und Ideen heißen. Ein gestörtes Geburtstagsfest muß eine gute Hausfrau nothwendig gegen die Störer einnehmen, sollte auch das Interesse von Millionen die Störung geboten haben. Ueber das Individuelle und den engen Kreis, den sie sieht, kommt das Urtheil der Frau nicht hinaus, darum soll sie auch da bleiben. Damit Sie uns Schweizer aber nicht für ganz unkultivirte Hausbären halten, muß ich wol den ersten Schritt zur Versöhnung thun. Entschuldigen Sie.!"

Der Nationalrath ging durch die Thüre, in welcher seine Frau verschwunden war.

Der Professor und Hedwig waren allein. Das Licht fiel voll auf das bleiche ruhige Gesicht, welches träumerisch aber nicht schüchtern auf den leeren Teller herabsah, während die zarten Hände sich bemühten, die glänzende Serviette wieder in ihre früheren Falten zu legen. Es war nichts von Schüchternheit in ihrem Benehmen, sie schien wirklich vergessen zu haben, daß sie nicht allein sei.

Eine unbezwingliche Neugierde erfaßte den Professor. Jetzt war der Augenblick, diese festgeschlossenen Lippen zum Reden zu bringen, das holde Räthsel zu entziffern, das sich hinter diesem theilnahmlosen Antlitz barg.

„Und sind Sie auch so sehr gegen die öffentliche Thätigkeit des Herrn Nationalraths eingenommen, wie Ihre Frau Schwester?“

Die Frage war etwas indiscret und wie gewöhnlich derartige Gesprächsanfänge stark vom Zaune gebrochen. Die „Schwägerin“ sah auch überrascht auf, aber der Professor fühlte sofort, daß diese Ueberraschung nicht etwa einer gesellschaftlichen Ungehörigkeit seinerseits galt, sondern das ernst-naive Staunen eines einfachen Mädchens darüber war, überhaupt um seine Ansicht gefragt zu werden. Ihre Antwort klang auch zögernd und abgerissen und war so leise, daß der Professor sein Gehör aufs äußerste anstrengen mußte, um sie in dem unverfälschten Dialekte zu verstehen, in dem sie gesprochen wurde.

„Ich denke, ein jeder thut, was er muß, und es wird nicht viel daran geändert, ob's andere für gut finden oder nicht. Der eine, der dazu geboren ist, sich für die andern aufzuopfern, wird nie von denen verstanden werden, die blos gut leben wollen, und der andere wird's nie begreifen, wie man blos für sich selber leben kann.“

Jetzt war die Reihe an dem Professor, überrascht dazusitzen. Die Stimme Hedwigs war fester und lauter geworden, und noch immer glaubte er die letzten Worte

derselben mit ihrem eigenthümlichen Wohlaut durchs Zimmer zittern zu hören.

Er sah Hedwig an, ihr Gesicht war etwas belebter, und ihre braunen Augen lagen ruhig auf ihm.

Auf ihm, er fühlte, daß das nicht die richtige Bezeichnung für diesen Blick sei, ihr Blick ruhte einfach auf dem Manne, der die Frage gestellt, die sie aus ihrem innersten Seelenleben aufgeschreckt.

Der Eintritt des Nationalraths und seiner Frau schnitt eine weitere Unterhaltung ab.

Beim Anblick ihrer wieder versöhnten Verwandten, hinter denen sich auch Anneli und Kläreli mit freudestrahlenden Gesichtern einherdrängten, stand Hedwig auf, schritt auf sie zu und küßte ihre Schwester auf den Mund und reichte ihrem Schwager die Hand, der sie herzlich drückte. Dann ging sie rasch und ohne Gruß aus dem Zimmer.

Eine Pause entstand.

Der Nationalrath glaubte eine Aufklärung schuldig zu sein.

„Hedwig hat ein herrliches Gemüth, aber von Jugend auf bei einer alten reichen Tante in einem der abgeschlossensten Thäler des Berner Oberlandes erzogen, hat sie sich eine fast krankhafte Hinneigung zur Natur und solche Eigenthümlichkeiten im Umgang

angewöhnt, daß sie nicht immer richtig beurtheilt wird. Bei Meinungsverschiedenheiten zwischen meiner Frau und mir ist es ihre klare Seele zumeist, welche dadurch getrübt wird. Man muß sie verstehen."

„Seien Sie ohne Sorge, ich glaube, Ihre Schwägerin zu begreifen, soweit das für einen Fremden und bei einem so seltsamen Wesen möglich ist."

„Hedwig ist herzensgut!" begann Frau Bertha, „wenn sie nur praktischer wäre und nicht immer träumte und mit den Leuten immer in Bildern spräche, die sie nicht verstehen."

„Mit den meisten spricht sie gar nicht!" lachte der Nationalrath.

„Ich finde diese Sonderbarkeiten nichts weniger als lustig," meinte Frau Bertha. „Du weißt, Friedrich, was man von Hedwig schon alles behauptet hat."

„Daß sie nicht ganz bei Verstande sei? Nun sie hat noch jeden, der sie darauf hin untersuchte, zu seinem Leidwesen eines Besseren belehrt. Man findet so wenig Wahrheit und Originalität mehr auf der Welt nnd dafür so viel Verlogenheit und Flachheit. Laß uns daher zufrieden sein mit unserem einfachen, wahren Naturkind mit dem warmen Herzen und den sonderbaren Gedankensprüngen. Nun, wie steht's, Herr Pro-

fessor! Wollen Sie mich in unsern Klub begleiten? Sie finden da auf einmal die Radikalsten vom ganzen Kanton zusammen."

Der Professor schrak wie aus tiefem Sinnen auf, dann dachte er daran, daß nach der Charakteristik der Frau Bertha der radikale Klub wenn auch keine gute, doch eine sehr interessante Gesellschaft sein müsse, und erklärte sich bereit, den Nationalrath zu begleiten.

Man kann in fremdem Lande nicht früh genug anfangen zu lernen!" sagte der Professor, und die beiden Männer schritten im traulichen Gespräch, als als ob sie sich Jahre lang gekannt, Arm in Arm die schlechtbeleuchtete Bergstraße hinab zur funkelnden, flimmernden Stadt.

Viertes Kapitel.

Der Klub der Urradikalen.

Nebeneinander schritten die beiden Männer durch die engen krummen Straßen der Stadt. Der Professor bemerkte erst jetzt, soweit es bei der dürftigen Beleuchtung möglich war, daß die innere speziell schweizerische Stadt sich denn doch sehr merklich von den Quartiren unterschied, welche der Fremdenverkehr an die Ufer des Sees hingezaubert hatte. Die Häuser, an denen das höhere Stockwerk zumeist einige Fuß vor das tiefer liegende in die Straße hereinragte, ließen nur eine ziemlich schmale Ritze des sternenklaren Himmels zwischen ihren hohen, sonderbar gestalteten Dächern frei, deren gegenüberliegende Firste sich manchmal zu berühren schienen. Durch diese hohle Gasse ging es weiter über eine Brücke, wo Reste des Gemüsemarktes einen ganz

unerträglichen Geruch verbreiteten, bis vor ein kleines freistehendes und wie die übrigen gestaltetes Gebäude mit eisernem Altane. Mochte es die verhältnißmäßig freie Lage des Häuschens gegenüber der Gemüsebrücke sein, mochte eine mittelgroße Linde davor, welche ihre zur Hälfte verdorrte Krone in die Luft streckte, oder der Mond, der eben hinter den Bergen heraufkam, der Oertlichkeit ein ganz besonderes Aussehen verleihen — genug, das Häuschen sah sonderbar genug aus und die sich reibende Kette eines unter der Brücke angebundenen Nachens vermehrte ächzend den unheimlichen melancholischen Eindruck. Die grobbemalten grellbunten Rouleaux des ersten Stocks waren beleuchtet, und wirre Stimmen hörte man bis herunter.

Ein dunkler Schatten zeichnete sich auf den riesigen transparenten Blumensträußen der Vorhänge ab, der Schatten wurde kleiner und größer, bewegte sich vor, zurück und zur Seite, erhob den rechten Arm, dann beide zugleich, man hörte hier und da einen Ton wie von einer heftig sprechenden Stimme, dann laute Beifallsrufe.

„Advokat Brey giebt eben einen Auszug aus seinem neuen Gesetzentwurf", erklärte der Nationalrath. „Sind Sie auch Jurist?"

„Nein."

„Nun dessenungeachtet werden Sie die Rechtsreformen unseres Radikalen interessiren. Niemand nimmt sie sehr ernsthaft, aber dennoch thäte man Unrecht, wenn man die Bedeutung Breys für das politische Leben des Kantons unterschätzte. Um das Mögliche zu erreichen, muß man mit seinen Anträgen immer weit darüber hinausgehen."

„Ich bin anderer Ansicht", sagte der Professor; „ich meine, das kann die öffentliche Meinung nur irreführen und beim Volk über seine eigenen Bedürfnisse eine große Unklarheit hervorbringen. Von Regierungen wie von Parteien verlangt man vor allem Recht und Wahrheit . . ."

Der Nationalrath war an der Thüre des Wirthshauses, welches einer schweizerischen Gewohnheit gemäß, wie viele Häuser, einen Eigennamen „zur Linde" führte und an dessen Erdgeschoß ein paar blanke Rasirbecken funkelten, stehen geblieben. Er schien es fast zu bereuen, den Professor mitgenommen zu haben.

„Das hört sich recht hübsch an", sagte er, „und mag ja auch im Prinzip richtig sein; in unserer lokalen Politik aber, wo sich die streitenden Prinzipien in gewissen Personen verkörpern, muß man zu praktischeren Mitteln greifen, um die Mißregierung zu stürzen und.."

„Sich an ihre Stelle zu zu setzen!“ ergänzte der Professor unwillkürlich.

Der Nationalrath schien etwas verletzt. Der Schatten oben gestikulirte immer weiter.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß unsere Ansichten so weit auseinandergehen“, sagte Wenggy hastig und erregt, „ich wünsche nur, daß wir dessenungeachtet Freunde bleiben. Doch treten Sie ein, wäre es auch blos, um sich in unserem politischen Leben etwas zu orientiren.“

Sie stiegen die ächzende Treppe empor und öffneten eine Thüre, aus welcher ihnen dicker Tabaksqualm betäubend entgegendrang. Sie traten ein, der Nationalrath so stürmisch begrüßt von seinen Freunden, daß der Redner, ein hünenhafter Greis mit weißem Bart und Haar, seinen Vortrag unterbrechen mußte.

„Wenggy! Wenggy! Da hinauf! Auf den Präsidentenstuhl! Es lebe Wenggy!“

Der Nationalrath lehnte diese Ehre mit der Entschuldigung ab, daß er einen Freund, einen deutschen Flüchtling, mitgebracht habe, nnd daß er daher aus Höflichkeit heute auf die Leitung der Versammlung verzichten müsse.

Dem geraden offenen Gemüth des Professors widerstrebte es etwas, sich hier als deutschen Flüchtling vorstellen zu lassen, ein Name, mit dem man

gewöhnlich eine ganz präcise politische Parteirichtung verband. So sympatisch ihm zum Theil das Benehmen des Nationalraths gegenüber seiner Frau gewesen war, hier glaubte er ihn auf einem Mangel an Muth, auf einer bedenklichen Charakterschwäche ertappt zu haben. Es war aber jetzt nicht Zeit, Aufklärungen zu geben, und sie setzten sich.

Allmählich hatte sich der Redner wieder Gehör zu verschaffen vermocht, indem er einige Male mit dem Messer ans Glas klopfte und: „Mine liebe Herre und Schwizer!“ dazu sagte.

Obwohl der Professor nicht Jurist war, so überraschte ihn, wenn auch nicht gerade wohlthuend, doch die Originalität dessen, was er hier hörte. Der Redner beantragte die Einführung der Civiljury, die Abschaffung des Eides, die Emanzipation der Richter von allen Zeugenbeweisen.

Gegen diese alle Rechtskunde auf den Kopf stellenden und alle Advokaten überflüssig machenden „Appenzellertheorieen“, wie sie sich ausdrückten, traten einige „zünftige“ Advokaten theils heftig, theils ironisch auf. Herr Fürsprech Brey, meinten sie, solle sich mit der jüngst erfolgten Freigebung der Advokatenpraxis, die ihm gestattet habe, ohne jede wissenschaftliche Vorbildung vom Schenkwirth zum Advokaten zu avanciren,

zufrieden geben und wenigstens dem Richterstand seine bisherisige juridische Ausbildung nicht mißgönnen. Fürsprech Kuli, ein schlanker und nicht unschöner, elegant gekleideter Mann, nahm die Sache ernster und rief, einer Jury, wie sie Herr Brey etwa zusammensetzen würde, möchte er nie die Entscheidung über sein Vermögen anvertrauen. Fürsprech Schütz, ein Jurist von zweiuudzwanzig Jahren, welcher jedoch zu den rechtsunkundigen Advokaten hielt, weil er dort trotz seiner Jugend und Unreife das große Wort führen konnte, warf boshaft dazwischen, „das Vermögen des Herrn Kuli möge bei der einen wie der anderen Gerichtsform keine große Gefahr laufen, da es sich ja doch blos um die Vermehrung oder theilweise Ableugnung einer nicht unbedeutenden Schuldenlast handeln könne.“ Da wurde Fürsprech Kuli noch bleicher, erklärte, daß er in einer Gesellschaft, wo solche Menschen das Wort führten, nicht mehr verweilen könne, und verließ den Saal.

„Laßt ihn laufen, den hektischen Einfaltspinsel!“ rief da eine klingende Stimme vom andern Ende des Tisches, als einige Miene machten, Herrn Kuli zurückzuholen. Es war der Fürsprech Sauter, ein kleiner schmächtiger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, mit feinen Zügen, der wegen seiner cynischen Schärfe und der unerbittlichen Ironie, mit der er alles angriff

was Pietät hieß, trotz seiner Jugend neben Wenggy bei den nächsten Wahlen als Vertreter des Kantons in den eidgenössischen Nationalrath gewählt werden sollte.

„Laßt ihn laufen!“ wiederholte Sauter, „je eher wir dieser Halben entledigt sind, desto besser. Er geht jetzt wahrscheinlich in die „Sonne“ und erzählt den Regierungsmännern, daß nicht einmal mehr die Schraubstühle der Advokaten vor unsern Mordbrennergelüsten sicher seien. Wer fest auf seinen Beinen steht, dem schadet's nichts, ob rings um ihn der Wind die Blätter aufwirbelt. Es ist viel faul in unserem Rechtsleben, das gebe ich zu, das Protektions- und Formenwesen hat auch da das wenige Gute ausgemerzt, ob aber gerade die Civiljury das richtige Remedium sei, muß ein Versuch zeigen.“

Kantonsrath Meßner, früherer Schullehrer, jetzt Kurzwaarenhändler und Schatten des urradikalen Brey, erhob sich und meinte, wenn er einmal in einer Civiljury sitze, so hoffe er zu beweisen, daß er mehr verstehe „vom Rechte, das mit uns geboren“, als ein verknöcherter Jurist.

Fürsprech Sauter zweifelte daran nicht im geringsten und ging zu einem anderen Gegenstande über. Es schwebe nämlich ein Konflikt zwischen dem Regierungsrath und der Gemeinde betreffs Abtretung eines Stücks

des städtischen Kirchhofs, über welches eine neue Straße geführt werden solle. Die Gemeinde wolle die Straße aus Pietät für die alten Familiengräber einen Umweg machen lassen, der Regierungsrath dringe auf die direkte Linie, betreibe aber die Sache mit solcher Lauheit, daß man ihm mit einer Volksversammlung unter die Arme greifen müsse. Es sei die erste Angelegenheit, in welcher die Kantonsregiernng anscheinend eine liberale Tendenz verfolgte. Jetzt gerade vor den Wahlen dürfe man das Volk dadurch nicht beirren lassen und müsse ihm beweisen, daß es den Vätern des Kantons gar nicht ernst sei mit der Durchführung ihres Projekts. Ihn persönlich interessire zwar die Kirchhofsfrage ganz und gar nicht, seinetwegen brauchten die Todten gar nicht begraben zu werden, sondern wanderten nach ihrem Tode einfach in ein industrielles Etablissement, wo sie durch passende Verarbeitung ihrer Ueberreste auch nach ihrem Tode zur Verbesserung der menschlichen Lage beitragen würden; aber man dürfe prinzipiell den Regierungsmännern ihr liberales Augenverdrehen nicht gestatten, gerade jetzt nicht, man müsse sie in ihre Schranken zurückweisen, und dazu die Versammlung . . . . .

Der Professor Hermann hatte indes Zeit gehabt, sich die Gesellschaft anzusehen. Er war erstaunt da-

rüber, in dieser Gesellschaft von etwa zwölf Personen zwei körperlich ganz verkommenen kretinartigen Gestalten zu begegnen. Da war einmal der Fürsprech Schütz, der zu einer wahren Gnomenfigur und einen faunartigen Gesicht noch eine ganz abscheuliche Balggeschwulst auf der Stirn hatte, und der Bankdirektor, welcher jedoch auf einem Höcker und einer zu hohen Brust einen hübschen männlichen Kopf mit melancholischem Ausdruck trug.

Die auffallendste Erscheinung der Gesellschaft war aber jedenfalls der Postdirektor. Eine unheimliche düstere Energie lag in dem braungelben und etwas feisten Gesicht, das auf einem fetten aber beweglichen und unruhigen Körper saß, die schwarzen stechenden Augen wanderten lauernd und ironisch von einem der Anwesenden zum andern, und die eine Hälfte seines Schnurrbarts hatte der Agitator beständig zwischen den Zähnen, während seine mit Ringen bedeckten Finger auf dem unsauberen Tischtuch trommelten. Manchmal richtete er mit einem ganz eigenthümlich widerwärtigen Gesichtsausdruck halblaute Scherzworte an die etwas gemein aussehende Wirthin, welche die Gäste bediente und die betreffenden Späße vertraulich erwiderte.

Im Augenblick bestand jedoch die Beschäftigung

des Postdirektors darin, genau die Wirkung zu studiren, welche die Worte des Nationalrathskandidaten auf Friedrich Wenggy hervorbrachten.

Dieser hatte wieder das abgespannte, schmerzlich erregte Aussehen, das Professor Hermann, der stumme aufmerksame Beobachter der Gesellschaft, heute Abend schon einmal an ihm beobachtet. Seine Mundwinkel verzogen sich hie und da zu einem bittern Lächeln, und als der junge Advokat geendet, stand er erregt auf.

„Ich bedaure lebhaft, daß ich diesmal ganz und gar nicht der Ansicht meines Freundes und Mitstrebenden Sauter sein kann. Die Kirchhofsangelegenheit liegt in den Händen meines Schwagers und Freundes, des Landammann Mayer, den jeder hier als einen braven aufrichtigen Mann kennt, der sich nicht mit liberalem Schein brüstet, wenn er die Liberalität nicht im Herzen trägt. Er allein hat den Regierungsrath vermocht, in dieser Angelegenheit Stellung zu nehmen gegen die Gemeinde, und wenn wir gegen den Regierungsrath agitiren, so wirken wir nur gegen einen Freund, der schon halb zu uns gehört und früher oder später ganz zu uns herüber kommen wird.“

„Und doch läßt er sich von den „Halben“ für die nächste Nationalrathswahl als Kandidat nennen, obwol unsere Partei neben Wenggy unsern Freund

Sauter aufgestellt hat!“ rief der „Oberst“, eine militärisch aussehende Gestalt mit grauem Schnurr- und Spitzbart.

„Das ist die menschliche Eitelkeit, weiter nichts!“ meinte Wenggy entschuldigend.

„Es war wohl auch die menschliche Eitelkeit, daß er bei der letzten Regierungsrathswahl jene Schmachbroschüre gegen mich unter den Kantonsräthen vertheilen ließ, in Folge welcher er und nicht ich in den Regierungsrath gewählt wurde?“

„Das ist nicht erwiesen, daß Mayer die Broschüre geschrieben hat“ — rief Wenggy.

„Aber auch nicht widerlegt, und wenn er es wirklich gut meint mit der Partei, warum kommt er nicht offen zu uns herüber?“

„Er ist Regierungsrath, er hat immerhin Rücksichten zu nehmen auf das kollegiale Verhältniß mit seinen Amtsgenossen, er kann nicht unter sieben immer mit seiner Stimme allein stehen.“

„Drum bleib' er dort, wohin er gehört“, rief der Postdirektor, „aber wir wollen uns nicht durch ihn zu halben Maßregeln verleiten lassen. Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns. Grad' in dieser Angelegenheit gilt es, die „Halben“ von den „Ganzen“ zu unterscheiden. Wenggy, Du, der Du immer unser

erprobter Führer bist, Du wirst Dich nicht das erste Mal von uns trennen, um dieses schwachmüthigen Regierungsraths willen, der's mit keinem verderben möcht'. Du wirst den Aufruf zur Volksversammlung erlassen."

Professor Hermann sah den harten Kampf, den diese Aufforderung in der Seele des Nationalraths hervorrief, auf seinem Antlitz sich abspiegelen.

„Bei Gott! Ich gehöre mit Leib und Seel dem Volk und meiner Partei, aber Maxer ist mein bester Freund, — ich kann ihn nicht angreifen, er ist der Bruder meiner Frau!"

Eine lange unheimliche Pause entstand. Wie ein Todtmüder saß Wenggy in seinem Stuhl. Auf den Gesichtern der meisten Anwesenden war Unwillen und Enttäuschung zu lesen.

„Nun wohl!" begann der Postdirektor wieder, „ich hab' es für mich behalten wollen, ich hab' Deine Freundschaft für Maxer nicht stören mögen, ich habe gehofft, daß Du ohnedem mit der Partei gehen würdest, wie bisher. Da Du aber den Schwager höher hältst als uns, Wenggy, so muß ich Dir sagen, daß heute sein Kollege im Regierungsrath, der Landammann Mur, bei mir war . . ."

Diese Mittheilung brachte allgemeines Erstaunen hervor, das auch Wenggy theilte:

„Nur, das Haupt der Altkonservativen und Ultramontanen bei Dir, bei dem radikalen Maulwurf, wie Dich ihre Blätter heißen?“

„Bei mir!“ lächelte das fette Gesicht des Postdirektors mit boshaftem Ausdruck. „Er erzählte mir, daß Mayer ihm für die nächsten Wahlen eine Fusion der Ultramontanen und der von ihm vertretenen Mittelpartei angeboten habe, um Friedrich Wenggy zu sprengen und unsern Sauter unmöglich zu machen.“

Mit weitoffenen starren Augen saß Wenggy da.

„Ich habe nie an Deinem Wort gezweifelt, Kleinert . . .“

Der Postdirektor zuckte die Achseln:

„Und kannst es auch diesmal nicht, denn Nur wird morgen zu Dir kommen, um mit Dir über ein Projekt zu reden, das ihm profitabler scheint, als der Bund mit den „Halben“, die im Volke, welches nichts Halbes mag, noch weniger Fuß haben als die Schwarzen. Nur schlägt uns die Fusion vor gegen die Kandidaten der Mittenpartei und der Altliberalen. Sie lassen uns Wenggy und Sauter und verlangen nur . . .“

Einen Moment hatte sich Wenggy ganz seinen schmerzlichen Gefühlen über die Treulosigkeit des

Freundes und Schwagers überlassen, jetzt sprang er auf, der Politiker in ihm war empfindlich getroffen:

„Eine Fusion mit den Schwarzen, die den Sonderbundskrieg heraufgerufen und heute noch unser Land nach Rom verkaufen würden, wenn nicht alle guten Schweizer wachten. Nie und nimmer werde ich zu einem solchen ehrlosen Pakt Ja sagen . . .“

Der Postdirektor schüttelte den Kopf, wie man etwa die Einwürfe eines begabten aber unreifen Kindes anhört:

„Wenggy, wir sind keine Schwärmer, die mit Gefühlen rechnen, sondern praktische Politiker, die Zwecke erreichen wollen.“

Der Postdirektor war aufgestanden, hatte seine kurze Gestalt mit den beiden Fäusten auf den Tisch gestemmt und schien mit seinen stechenden Augen den Nationalrath in die Kreise seines Willens bannen zu wollen.

„Aber wir brauchen die Hilfe jener Unseligen nicht, die unser Vaterland schon einmal an den Rand des Verderbens gebracht —“

„Du nicht, Wenggy! Deine Wahl ist gesichert, aber die Wahl Sauters ist schwankend; wenn wir den ultramontanen Kandidaten acceptiren, so ist auch Sauter durch, und die stolze und aristokratische Kantonsregierung hat unter den eidgenössischen Räthen keine

Vertretung. Mögen dann immerhin die Herren Kantonsräthe ihre sieben trockenen Schleicher wieder in die Regierung wählen, vor der Eidgenossenschaft, vor der Welt sind wir die Herren und Vertreter des Kantons, denn uns hat das Volk dazu gemacht. Der Ultramontane zählt nicht, denn wir, wenn wir auch wollten, könnten die Macht einer Partei nicht mehr aufrichten, welche verurtheilt ist. Und nun entscheide Dich, Friedrich Wenggy, willst Du Deinen Schwager schonen, der Dich sprengen will?"

„Nein!"

Es war fast unverständlich, dieses Nein, das der Postdirektor wiederholte.

„Willst Du die Volksversammlung gegen den Regierungsrath berufen?"

„Ja."

„Und — willst Du Landammann Mur empfangen und mit ihm die weiteren Schritte betreffs gemeinschaftlicher Wahlagitation berathen?"

„Wenn ihr so meint, ich will es."

Eine diabolische Freude zuckte über das Gesicht des Wühlers. Er stand auf und näherte sich Wenggy, den alles beglückwünschend umdrängte:

„Ich wußte es", sagte der Postdirektor, indem er seine Hand auf die Schulter des Nationalrathes legte,

„ich wußte, daß Du im letzten Moment treu zu uns stehen würdest, daß die Zufälligkeit, die Schwester eines eitlen Schwachkopfs zur Frau zu haben, uns nicht trennen könne. Und nun, meine Herren, ich glaube, ich spreche allen aus der Seele, wenn ich rufe: Unser Wenggy, mit dem warmem Herzen und dem unerschrockenen Muth, unser tapferer Führer und Vorkämpfer lebe hoch!"

Der unheimliche Mann erhob sein mit rothem Wein gefülltes Glas und leerte es; die übrigen folgten seinem Beispiel: „Hoch! Hoch!"

Der also Gefeierte saß da und suchte gefällig und dankbar zu lächeln, aber sein bleiches Gesicht brachte es nur zu einer schmerzlichen Grimasse. Als werde es ihm um die Brust zu eng, so hastig sprang er auf und trat ans Fenster. Er öffnete es und schaute hinaus. Von einem nahen Thurme schlug es zwölf.

Der Nationalrath wandte sich nach dem Professor um, und fragte ihn, ob er ihn wohl begleiten wolle. Er werde den Heimweg antreten.

Der Professor erklärte sich dazu bereit.

Lange gingen die beiden Männer schweigend neben einander. Endlich, als ob der Nationalrath die Verpflichtung fühlte, seinem Gaste eine Erklärung zu geben, seufzte er mit wehmüthigem Scherze:

„Es ist eine harte Arbeit, die fürs Volk.“

„Sie scheinen heute Abend allerdings mit theuren Interessen in Konflikt gekommen zu sein.“

„Es ist wahr, ich hatte meinen Schwager lieb, lieber als alle andern Menschen außer meiner Frau; aber einmal mußte es so kommen, und er hat es ja gewollt.“

„Sind Sie dessen sicher?“

„Gewiß, Kleinert mag alle Fehler haben, die ihm meine Frau nachrühmt, aber ehrlich mit dem Volke und der Partei meint er's.“

„Und — und Ihre Frau — wird sie es gleichgültig hinnehmen, wenn Sie ihren Bruder in der Oeffentlichkeit angreifen?“

Der Nationalrath blickte mißtrauisch auf zu seinem größeren Begleiter. Er begegnete nur einem warmen Blick voll echter Theilnahme.

„Das nicht; es wird eine aufregende Scene geben“, sagte er dann. „Vielleicht einen sehr ernstlichen andauernden Verdruß. Es thut mir das leid. Ich liebe mein Weib aufrichtig, trotzdem sie kein Verständniß hat für das, was mir als das Höchste gilt; ich habe auch meinen Schwager gern, recht gern, aber wem es ernst ist mit der Sache des Volks, der darf

nicht immer rückwärts schauen, der darf sich nicht um jedes Stirnrunzeln seiner Sippe kümmern . . .“

„Und sind Sie sicher, daß es wirklich die Sache des Volks und nicht blos die Sache jener paar Leute ist, die ich heute Abend kennen gelernt habe, welcher Sie ein friedliches Familienleben opfern? Sind Sie dessen gewiß?“

Sie hatten einen Umweg gemacht und standen jetzt am See, welcher in einen leisen wallenden Duft gehüllt war, der nur ganz in der Nähe des Ufers an Dichtigkeit verlor. Hier konnte darum auch der Mond ebenfalls umdunstet und weniger klar, als zu Anfang der Nacht, durchbrechen, und wie mit matten Silberfunken bestreut schwoll der See ans Gestade und zog sich leise rauschend über die glitzernden Steine des Uferrandes zurück.

Die Kähne, die am Ufer angebunden waren, schaukelten und ächzten dann und rieben ihre Planken aneinander, und die etwas vom Ufer entfernten Badeanstalten zeichneten ihre dunkleren Schatten auf die Wasserfläche.

Die beiden Männer gingen auf dem weißen knarrenden Kies, mit dem die Wege der Anlagen bestreut waren. Hie und da fiel von den dunklen Akazien=

bäumen ein zackiges Laub leise raschelnd zu ihren Füßen nieder.

Der Nationalrath blieb stehen, blickte auf den See und dann zum gestirnten Himmel hinauf, holte einen tiefen Athemzug und sagte:

„Es ist ein herrliches Land, unsere Schweiz, wol werth, daß man darum etwas Ungemach erduldet.“

Auch der Professor blieb stehen. Auch er lauschte dem Rauschen des Sees, ließ die balsamischen Lüfte seine glühenden Wangen kühlen und spürte den Odem der Unendlichkeit der um sein heimathloses Haupt wehte.

Fünftes Kapitel.

Das Kind der Berge.

Es war ein herrlich gelegenes Zimmer, welches, wie der Professor früh am andern Morgen sah, die Gastfreundschaft Frau Berthas ihm eingeräumt hatte. Man genoß die Aussicht über die Stadt mit all ihren Thürmen und palastähnlichen Hotels, ihren engen winkeligen Straßen und den sonderbaren überragenden Stockwerken bis zu den fernsten Fabriken im weiten offenen Thal, welche aus thurmhohen Kaminen ihren schwarzen Rauch zum blauen Himmel emporsandten. Ein Bahnzug vom Norden, von Deutschland herkommend, dampfte an ihnen vorüber und seine weißen Rauchwellen verschwanden hie und da hinter den glänzenden Mauern der Villen oder ihren dunkelgrünen buschigen Gärten. Der See war bereits besät mit

bunten Dampfern und jenen weißen hohen Segeln auf winzigen Nußschalen, welche dem Professor schon gestern aufgefallen, und mit Ruderkähnen, welche fast nur an dem langen trichterförmigen Einschnitt im Wasser, den sie zurückließen, zu bemerken waren. Und die Morgensonne lag strahlend auf den Städtchen, Dörfern, Landhäusern und Villen am Ufer, und das Oberland mit seinen zackigen Spitzen und eingesenkten Schneeflächen schaute mit blauweißem Glanze herunter auf den hellgrünen See.

Das Gesicht des Professors verdüsterte sich, er dachte an den Klub der Radikalen in der „Linde", und sein Herz zog sich schmerzlich zusammen, daß es einigen hämischen lichtscheuen Naturen und einem Verblendeten, der ihnen dienstbar war, möglich sein sollte, über den friedlichen Zauber dieser Gegend die wilden Wogen politischer Leidenschaft hervorbrechen zu lassen.

Da ertönte unter ihm eine leise und unsichere aber ungemein melodische Stimme:

A Liedli han i g'sunge
Z' Abig am schtille See,
Es hät so seltsa klunge,
Mir thuet mi's Herz so weh —

Vun de Bergli lueget abe
Der bluetig rothi Schnee,

Ich wott, i wär bigrabe
Tief in dem schtille See . . .

Die Stimme der Sängerin wurde immer leiser, so daß des Professors an Verse gewohntes Ohr den Schluß mehr ahnte als erfaßte. In der abgerissenen träumerischen Art, wie sie das Lied sang, mehr noch als in dem einfachen Texte lag etwas unendlich Wehmüthiges. Der Professor trat näher ans Fenster und blickte hinab. Der Garten, der das Haus umgab, stieg auf dieser Seite terassenförmig abwärts bis zum nächsten Hause, dessen dunkles Schieferdach da und dort durch die Lücken der Rebengänge blickte. Auf den steinernen Stufen der ersten Terrasse saß in einem schlichten hellen Kattunkleid, den Rücken gegen das Haus gewendet unbeweglich auf den See hinausstarrend, Hedwig; die Träger eines schwarzen Schürzchens reichten über ihre weißen Schultern, einige braune Ringeln des einfach aufgesteckten Haares fielen auf den schlanken Hals herab und dienten dem leichten Morgenwind zum Spiele.

Rechts und links zur Seite Hedwigs knieten Anneli und Kläreli und schauten der Tante ins Gesicht, während sie sang, und sie strich ihnen wie gestern mit den schmalen Händen über die weichen Haare und drückte

hie und da in zerstreuter Zärtlichkeit die Köpfe der beiden Mädchen an sich.

Das Bild war doch so einfach und wol an vielen Orten wieder zu treffen, was war's, was den Professor auf einmal so ergriff, daß er rasch vom Fenster zurücktrat, als ob jemand ihn ob seiner Rührung verspotten könne, und mit dem Rücken der Hand rasch über die Augen fuhr? Oder hielt er es für einen Frevel, dies reine Bild verwandtschaftlicher Zuneigung ungesehen zu belauschen?

Der Professor stieg die Treppe hinab. Niemand im Hause begegnete ihm. So kam er bis zu der Glasthüre, die in den Garten führte. Er öffnete sie und trat hinaus.

Vun de Bergli lueget abe
De bluetig rothi Schnee,
Ich wott, i wär bigrabe
Tief in dem schtille See . . .

Kläreli und Anneli hatten den Tritt des Professors im Sand gehört, machten ihre Köpfchen sanft von der Umschlingung der Tante frei und wandten sich gegen den Ankömmling.

Auch Hedwig wandte sich, wie aus einem Traum erwachend, mit dem ihr eigenthümlichen leeren Blick langsam um.

„Guten Morgen, Jungfer Hedwig! Guten Morgen, Kinder!“ sagte der Professor, indem er den Mädchen die beiden Hände hinstreckte und sich vor der Schwägerin verneigte.

Die beiden Kinder sprangen auf und gaben resolut die Hand. Hedwig blieb halb nach rückwärts gewendet sitzen und nickte mit dem zarten blassen Gesichtlein:

„Willkommen!“

Dann als ob sie sich erinnere, daß dieser Gruß heute doch nicht mehr passe und als ob sie gewaltsam in die Wirklichkeit zurücksuche, fügte sie hinzu: „Guten Morgen, Herr Professor!“

„Sie haben da eben Ihren Nichten ein hübsches Lied vorgesungen!“ fuhr der Professor fort, indem er den anscheinend schon weiterschweifenden Geist des Mädchens zu bannen suchte.

Der Jungfer Hedwig schien diese Störung nicht angenehm. Im Gegensatz zu ihrer gestrigen Apathie wechselte sie öfter die Farbe und blickte unruhig nach den beiden Nichten, die der Professor kosend an sich zog. Es schien sie unsicher zu machen, daß sie nicht die beiden Kleinen wie gewöhnlich an ihrer Seite hatte.

„Die Kinder verstehen mich!“ sagte sie dann hastig und ließ ihr Auge über den See schweifen.

„Begegnete Ihnen das so selten?“ fragte der Professor rasch. „Ihr Schwager, Ihre Schwester verstehen Sie nicht?“

Hedwig schaute den Professor überrascht an. Ihre traumhafte Natur schien sich ungern der Fessel von Frage und Antwort anzubequemen. Auch hatte sie offenbar mehr einem unbestimmten Gefühle Ausdruck geben, als das Gespräch weiter führen wollen. Sie schien sich jedoch dem einmal angebahnten Ideengang nicht mehr so leicht entziehen zu können und sagte in der ihr eigenen Bildersprache:

„Schauen Sie den hohen Berg dort an; wenn man auf seinem Gipfel steht, so sieht man viele Städte und Häuser und Flüsse und große Wasser und alle Berge, die kleiner sind — aber in die kleinen Hütten, die sich an seine Seite drücken, da kann man nicht hineinsehen. Mein Schwager hat ein Herz für die ganze Welt und möcht' alles Volk glücklich machen, aber . . .“

„Aber über das Hüttlein an seiner Seite blickt er weg“, vollendete der Professor.

Zum ersten Mal sah ihn Hedwig mit einem vollen strahlenden Blick an.

„Und Ihre Schwester?“

Hedwig wurde nachdenklich.

„Meine Schwester!“ . . . murmelte sie. Da flatterte ein Finke mit seinem eintönigen aber munteren Pfiff vorbei. Eine rasche Freude verklärte Hedwigs Gesicht, als sie ihm mit dem Finger nachzeigte, daß auch Kläreli und Anneli, die dem bisherigen Gespräch mit ziemlich blöden Gesichtlein gelauscht, sich rasch umwandten:

„Habt Ihr das Vögelein gesehn? Es hat ein ganz kleines Zweiglein im Schnabel getragen, davon macht es sein Nest. — Glaubet Ihr wol, daß das Vögelein uns versteht?“

Der Professor stand gerührt vor der kindlichen Weisheit, die der Mund des einfachen Kindes ihm offenbarte.

„Und Kläreli und Anneli sind also klüger als Berg und Vogel?“

Das Auge der Jungfer Hedwig, gewöhnlich so blaß und träumerisch, war dunkelbraun und glänzend ihre weiße Haut schimmerte dunkelrosenroth, die Flügel ihres feinen Näschens zitterten vor Erregung. Sie zog die beiden Kinder mit leidenschaftlicher Inbrunst an die Brust:

„Sie haben mich gern, darum verstehen sie mich. Sie jubeln mit mir und sind traurig, wenn ich traurig bin; wenn ich bete, schauen sie mit mir zum Himmel

auf, und lauschen still wie die Mäuslein, wenn ich singe. Sie wissen vielleicht nicht, was ich singe, aber sie verstehen mich, ich fühl' es, sie verstehen mich . . ."

Wie zur Bestätigung drückten sich die beiden Mädchen fest an die Tante.

„Sie sangen vorhin ein ganz seltsames Lied, Jungfer Hedwig."

Die rasche Erregung der Schwägerin war verschwunden; zerstreut starrte sie hinaus auf den See.

„Ich weiß nicht mehr, was ich gesungen habe!"

„Es klang wie Todessehnsucht: Ich wollt, ich wär begraben tief in dem stillen See . . ."

Hedwig wurde immer bleicher und schien schwerer zu athmen.

„Ich weiß nicht, wie mir das Lied jetzt immer in den Sinn kommt, ich kenn' es erst, seit ich hier bin, ich weiß nicht von wem; aber immer wenn ich auf den See schaue und auf meine lieben Berge, da kommt es mir in den Sinn . . ."

„Sie sind nicht lange bei Ihrer Schwester?"

„O, schon sehr lange! Seit meine liebe Base-Pathin todt ist — schon lang, ich glaube fast ein Jahr . . ."

Hedwig schaute traurig zu Boden und betonte das letzte Wort, als sei ein Jahr ein ganz unendlicher Zeit-

raum. Dann fuhr sie fort, als trenne sie sich ungern von dem Gegenstande:

„Daß gerad die Base hat sterben müssen! Sie hat mich auch verstanden, — das Häuschen hat mein Schwager verkauft, und es war doch so hübsch, das Häuschen, ganz am Felsen, und es war schon um vier Uhr Nacht in dem engen Thal, aber man hat sich ruhig und sicher drin gefühlt, und wenn die ganze Nacht die Lawinen donnerten und die Bauern vom Dorf die einzigen Menschen waren, die wir gesehen haben, und die sind so gut gewesen; haben immer „Grüetsi“ gesagt zu mir und der Bäsi, sind des Abends in unser Häuschen gekommen und haben schaurige Geschichten erzählt — o, es war herrlich. Manchmal, aber nicht oft, bin ich mit der Base auf den Berg gestiegen, und da hat man ausschauen können in die Welt und man ist froh gewesen, wie man wieder daheim war. Und meine Kitzli und mein Kitzeböcklein, die so lustig auf dem grünen Gras gesprungen sind — o, es war herrlich. Und erst des Winters, wenn wir zu den Nachbarsleuten uns den Weg durch mannshohen Schnee haben graben müssen.“

Hedwig stockte.

„Aber hier ist es doch schöner“, meinte der Pro=

fessor und streckte die Hand aus, als wollte er ihr die Reize der Gegend zeigen.

Hedwig schauerte zusammen.

„O, hier ist alles so weit und leer, und das Herz wird mir so bedrückt von dem großen See und die Berge sind so weit . . .“

„Sie haben also Heimweh . . .“

Der Professor bereute augenblicklich, das Wort ausgesprochen zu haben. Mit starren Augen sah ihn Hedwig an, ihre Pupillen wurden immer größer, ihre Lider füllten sich mit Thränen, sie wandte sich rasch um und ging ins Haus.

Der Professor stand allein bei den Kindern, die ihn erstaunt betrachteten.

Sechstes Kapitel.

Das Heimweh.

„Herr Professor! Ja, wo ist denn der Herr Professor? Anneli! Kläreli!“

Wie von einem Bann erlöst, sprangen die Kinder auf ihre Mutter zu, welche ihnen frisch wie eine vollaufgeblühte, vom Nachtthau erquickte Rose aus dem Hause entgegenkam. Sie trug sich ähnlich wie Hedwig und lächelte freudig dem Gast entgegen. Offenbar wußte sie noch nichts von dem neuen Ungewitter, das ihrem häuslichen Frieden drohte.

„Ja, Herr Professor, wo stecken Sie denn, das Frühmahl steht auf dem Tisch, und wir können unsern Gast nicht finden.“

„Ich habe mit Jungfer Hedwig geplaudert.“

„Mit meiner Schwester? Und geschwätzet, sagen

Sie? das ist doch sonst nit ihre Gewohnheit. Hedwig ist froh, wenn sie kein Wörtlein zu reden braucht. Wir sind schon oft sehr ärgerlich gewesen wegen ihren Launen, aber sie kann eigentlich nicht dafür, denn die Base hat sie so verzogen, und wir selber sind Schuld dran, daß wir ihr immer nachgeben und sie so lang in dem schauerlichen Felsennest im Berner Oberland gelassen haben ... Aber das geht schon vorüber, wenn sie einmal verheirathet ist und Kinder zu versorgen hat", fügte die praktische Frau lächelnd hinzu — „in meiner Jugend habe ich auch manche Grille gehabt; das ist aber alles wie weggeblasen ..."

„Das ist bei kräftigeren Naturen manchmal der Fall", sagte der Professor, ohne auf den scherzhaften Ton Frau Berthas einzugehen, „aber schwächere Wesen gehen manchmal an Stimmungen zu Grunde, wie sie Jungfer Hedwig zu beherrschen scheinen. Neue Pflichten sind allerdings ein wirksames Mittel dagegen, leider scheint mir Ihrer Schwester Gemüthszustand nicht darnach zu sein, um solche Verhältnisse so raschweg zu acceptiren."

Des Professors Herz schlug bei dieser halben Frage etwas schneller, daß der Menschenkenner über sich selber etwas erstaunt war. Auch Frau Bertha war ernster geworden:

„Da haben Sie recht. Hedwig ist hübsch, und an Anbetern hat's ihr nicht gefehlt — ganz brave junge Leute mit sicherem Auskommen haben um sie angehalten, aber wenn man ihr so was gesagt hat, da ist sie ganz außer sich gewesen. Wir wollten sie verkaufen, sie sei uns lästig, ihre arme todte Base hätte nie so an ihr gehandelt, und ähnliches Zeug hat sie geschwätzt, und Nächte lang haben wir sie weinen hören um die todte Base und ihr armseliges Häuslein im Berner Oberland, das wir verkauft haben, weil wir es sonst wieder hätten aufbauen müssen, in solch baugefährlichem Zustand war es . . ."

„Wenn Sie mir, dem Fremden, ein Urtheil gestatten wollen über Hedwigs Gemüthszustand, so hat sie ganz einfach Heimweh. Ich habe das Wort ganz zufällig und, ohne ihm eine ernstere Bedeutung beizulegen, gegen Ihre Schwester erwähnt, und sie gerieth in die heftigste Aufregung und verließ mich rasch, ein Zeichen, daß ich, wenn auch nur zufällig, den wunden Fleck in ihrem Herzen berührt habe."

Frau Bertha hatte dem Professor eine Zeitlang mit sprachlosem Erstaunen ins Gesicht geschaut. Dann schüttelte sie den Kopf:

„Heimweh? Nach was sollte das Kind Heimweh haben? Ist sie denn nicht zu Hause bei ihren einzigen

Verwandten? Hat sie nicht immer die beiden Kinder um sich, die sie fast lieber haben als ihre Mutter? Nach was soll sie Heimweh bekommen?"

„Nach dem engen Thal mit den senkrecht stehenden Wänden, wo die Sonne erst um zehn Uhr auf und um vier Uhr schon unter geht, nach dem baufälligen „Hüsli", das Sie verkauft haben, nach der todten „Bäsi", nach ihrem Kitzböcklein, nach dem tiefen Schnee im Winter und dem spärlichen Grün des Sommers, und nach dem fernen Donner der niederrollenden Lawine. Kurz, nach allem, Frau Bertha, was ein Jahrzehnt lang ihre Welt ausgemacht hatte, an was sich die kindliche Phantasie angeschmiegt mit allen ihren Fasern — Hedwig sagt selbst, die große weite Aussicht, die Welt hier beengt sie, sie kommt sich so allein und winzig vor in dieser unendlichen Schöpfung und flüchtet sich zu Ihren Kindern, die wenigstens mit ihr weinen, wo, wie sie glaubt, niemand sie und ihre Traurigkeit versteht."

Der Professor hatte sich in einige Wärme gesprochen; sein Ton klang eindringlich an das Ohr der Schwägerin, welche nachdenklich vor sich niedersah.

„Wohl, wohl!" sagte sie endlich leise. „Ihr möget vielleicht nicht ganz Unrecht haben. Wir haben uns ein bischen zu wenig um das Kind bekümmert;

mein Mann, seit er Nationalrath ist, hat für nichts anders mehr Auge und Ohr, als für seine leidige Politik, und ich habe immer so viel Aerger deswegen und mein Hauswesen nimmt mich so in Anspruch, daß ich mir keine Zeit gelassen habe, den Seelenzustand meiner Schwester zu untersuchen. Ich habe gedacht, so lang's ißt und trinkt und auf ist, kann ihr das bischen Traurigkeit nicht schaden. Wenn Sie aber das so auffassen — ich habe gehört, das Heimweh ist eine böse Krankheit — Sie haben mich ganz unruhig gemacht — ich will mit meinem Mann darüber reden; jetzt aber kommen Sie zum Frühmahl, sonst fällt unser langes Geschwätz auf."

Die allgemeine Stimmung beim Frühstück war eine sehr ernste. Der Nationalrath gab sich alle Mühe, gegen seinen Gast heiter zu erscheinen, das Gespräch kam jedoch bald wieder ins Stocken. Er schwankte vielleicht unschlüssig hin und her, ob er seiner Frau Mittheilung davon machen solle, daß er durch seine politische Stellung gezwungen sei, sogar das verwandtschaftliche Band zu zerreißen, das ihn mit ihrem Bruder verknüpfte, oder ob er sie durch das unwiderrufliche Ereigniß überraschen lassen solle. Für und gegen beides sprachen triftige Gründe, und der Nationalrath fühlte selbst, daß bei dem entschiedenen Charakter seiner

Frau ihre Liebe sehr groß sein müsse, um diese herbe Verletzung ihrer Gefühle und Anschauungen zu ertragen.

Frau Bertha bemerkte davon nichts. Der Professor sah mit einer Freude, die er sich selbst in ihrem ganzen Umfange nicht gestehen wollte, daß seine Mahnung an das Herz der Schwester Früchte getragen hatte.

Frau Bertha verwendete, wann es nur unbemerkt geschehen konnte, keinen Blick von ihrer jüngern Schwester und erwies ihr mit einer Zartheit, die man ihrer entschiedenen Natur gar nicht hätte zutrauen mögen, kleine Aufmerksamkeiten, daß Hedwig einigemale mit einem unverkennbaren Ausdruck wohlthuender Ueberraschung die fast stets gesenkten Augen zu ihr aufschlug.

Hedwigs Benehmen gegen den Professor hatte sich jedoch eher verschlimmert als gebessert. Es war zwar nicht mehr jene starre Gleichgültigkeit, welche ihn gestern so unangenehm berührt, aber ihr Blick schien ihn zu vermeiden, wie jemanden, der sich unberufen in ihre Geheimnisse gedrängt, der sie beurtheilte und dadurch eine gewisse moralische Macht über sie besaß, die ihre zarte scheue Seele nur ungerne ertrug. Sie war nicht mehr die kalte blasse Marmorschönheit von gestern,

sie erröthete oft ohne jede äußere Veranlassung, war hastig und unbestimmt in ihren Bewegungen, und Kläreli und Anneli erfuhren zum ersten Mal eine Nichtachtung, die sie vollkommen berechtigte, ihrerseits ebenfalls die rothen Mäulchen hängen zu lassen.

Siebentes Kapitel.

Der Landammann.

Als das Frühstück vorüber war, bat der Nationalrath den Professor, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen, da er in des letzteren eigenen Angelegenheiten mit ihm zu reden habe.

Einige Zeit ging der Nationalrath unruhig im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor dem Professor stehen und sagte mit schmerzlichem Lächeln:

„Schon heute Nacht habe ich Ihnen gestanden, daß der Dienst des Volkes ein harter Dienst ist — nie wurde er mir so schwer, als im gegenwärtigen Augenblicke, wo ich gegen meinen Schwager auftreten muß. Wir waren nie ganz einig in politischen Dingen, er war mir nach der einen großen That, die seinen öffentlichen Charakter bestimmte, immer eine zu kühle

aristokratische Natur, die nie den Muth hatte, den Schatten einer Lächerlichkeit oder eines Fiaskos auf sich zu nehmen, weshalb, ich bin es überzeugt, seine besten Pläne unausgeführt blieben. Daß nun er, der auf unsere Nachbars- und Gevatterspolitik, wie er unsre besten Bestrebungen hieß, immer so olympisch herabblickte, den man selbst bitten mußte, den Regierungsrathstuhl anzunehmen, welcher das sehnlichste Ziel von einem Dutzend Männern im Kanton ist, daß derselbe Mann, der einst als katholischer Priester sich mitten in seiner Predigt unterbrach und von der Kanzel herunterstieg und seinen Talar in die Hände seines Bischofs zurückgab, weil das, was er sagen sollte, nicht mehr mit seinem Glauben übereinstimmte, der dann, einst ein selbst von den Protestanten hoch geachteter Prediger, seinem Amt und seiner Konfession entsagte und in die Stellung eines niederen Magistratsbeamten herabstieg, um sich die Achtung vor sich selber zu wahren — daß dieser lautere Charakter, zu dessen heiterem Stolze ich stets aufblickte, wo ich auch nicht mit ihm übereinstimmte — sich so geändert, so erniedrigt habe, um mit seinen erbittertsten Feinden, die ihn verfolgt, verleumdet hatten bis in das Heiligthum des Familienlebens, einen Pakt gegen mich zu schließen, das schiene mir ein Wahnsinn — wäre es nicht so gewiß."

„Haben Sie denn Beweise dafür?“ warf der Professor ein. „Der Postdirektor erzählte doch auch etwas von einem hinterlistigen Vorgehen des Herrn Landammanns bei der Wahl der Kantonsregierung.“

„Darin hatte Kleinert unrecht“, sagte der Nationalrath mit Bestimmtheit. „Bei seiner Leidenschaftlichkeit wäre es jedoch vergeblich, ihn eines Bessern belehren zu wollen. Selbst wenn, wie ich glaube, mein Schwager jene Broschüre verfaßt hat, so that er es, so voreingenommen sie sein mag, nach seiner redlichsten Ueberzeugung ohne jene selbstische Absicht. Noch niemand hatte den Muth, ihn offen zu fragen, ob er der Verfasser sei oder nicht, selbst der wilde aufbrausende Kleinert hat eine instinktmäßige Scheu vor dieser unnahbaren Natur — der einzige Verdachtsgrund, den ich dafür habe, daß er der Verfasser der Broschüre war, ist der Umstand, daß es drei Deputationen brauchte, um den Gemeindeschreiber mit spärlichem Gehalt zur Annahme des grünen Sessels zu bewegen.“

Der Professor sah ernst vor sich nieder:

„Ich gestehe es, des Postdirektors catilinarische Natur und gallichte Energie sind mir nicht sympathisch, ich bin noch optimistisch genug, um in ruhigen Zeiten ein Staatsleben wie eine zarte Pflanze zu betrachten, die sorgsam gepflegt, aber nicht mit ätzenden Säuren

begossen sein will — aber Abfassung und Verbreitung einer Schrift, welche einen andern von seiner Höhe stürzt und seinen Ruf vernichtet, sollte nach meinem Gefühl nicht anonym sein."

„Das dürfen Sie nicht so streng aufnehmen bei uns!" rief der Nationalrath eifrig, bei dem sonderbaren Zwiespalt, in dem er sich befand, bald den Freund, bald den Verwandten vertheidigend. „Kleinerts catilinarische Natur, wie Sie sich mit Recht ausdrücken, ist eine Nothwendigkeit in unserem Staatsleben, er müßte erfunden werden, wenn wir ihn nicht schon besäßen — aber Mayer, der sich bis dahin von aller Politik freigehalten, konnte nicht auf einmal, vorzüglich in so einer persönlich-politischen Frage, mit seiner Urheberschaft vor das Volk treten — und nachdem er gegen seine Erwartung zur höchsten Würde im Kanton erwählt war, konnte er sich nicht mehr der Vermuthung aussetzen, als habe er durch jene Broschüre für seine eigene Wahl gearbeitet. Ich weiß, daß ihm dieser Konflikt fortwährend am Herzen nagt."

„Und dennoch glauben Sie an eine, entschuldigen Sie den Ausdruck — an eine neue Perfidie Ihres Schwagers?"

Der Nationalrath fuhr zusammen bei dem unge-

schminkten Ausdruck, den der Professor gewählt, und sah ihm überrascht ins Gesicht.

„Nein, das ist's nicht — diesen Namen verdient die Sache nicht — er hat jedenfalls einen Zweck dabei, einen zwar irrthümlichen aber nach seiner Ansicht guten Zweck, den ich noch nicht zu erkennen vermag, der aber jedenfalls jene harte Bezeichnung nicht verdient. Aber gewiß ist die Sache, der Führer der Ultramontanen war bereits bei mir und hat mir die Andeutungen Kleinerts bestätigt und bewiesen. Es war das eine traurige Viertelstunde für mich, aber sie hatte auch ihr Gutes, ich habe das Restchen Sentimentalität abgelegt, das mich bisher gequält und beängstigt. Mein Herr Schwager will den Kampf, er soll ihn haben; der Kanton soll sehen, daß sein Nationalrath Wenggy sich auch gegen sein eigenes Blut kehrt, wenn es heimlich oder offen sich der Freiheit in den Weg stellt — das Volk der Eidgenossen soll wissen, daß unser Kanton, den man so oft die Avantgarde des Fortschritts geheißen, noch immer mit der Axt auf der Schulter an der Spitze marschirt, um der Freiheit eine Gasse zu hauen."

Der Professor schwieg. Trotz seiner kurzen Bekanntschaft mit dem Nationalrath wußte er bereits, daß jetzt keine Zeit zu Einwürfen war, da der Volks-

mann sich selbst in die Hitze geredet und mit einer seiner gewohnten Tiraden, mit leuchtenden Augen und mit den Händen heftig gestikulirend im Zimmer auf und ab schritt.

Da blieb Wenggy wieder vor ihm stehen:

„Ich habe Ihnen versprochen, von Ihren eigenen Angelegenheiten zu reden. — Was ich Ihnen bis jetzt gesagt, gehört eigentlich auch dazu. Gestern, als Sie mir den Brief des Herrn Ministers brachten und als ich Sie selber als rechtschaffenen und liebenswürdigen Mann kennen lernte . . “

Der Professor verbeugte sich.

„Und als ich bedachte, welcher Schatz Sie mit Ihren Kenntnissen für das Schulwesen des Kantons wären, da habe ich darüber nachgedacht, wer Ihnen wohl am meisten nützen könne, und da bin ich natürlich sogleich auf meinen Schwager, den Landammann verfallen, der die Kirchen- und Schulangelegenheiten unter sich hat.“

„Wie, der frühere Priester?“

Der Nationalrath lächelte.

„Das wundert Sie? Das war ein Schachzug der protestantischen Kantonsräthe der Stadt gegen das katholische Landvolk. Sie wissen wohl auch nicht, daß es einem Katholiken noch immer unmöglich ist, das

Bürgerrecht der Stadt zu erlangen, obwohl wir von katholischen Gemeinden rings umgeben sind und daß die katholische Kirche mitten in der Stadt nicht dieser, sondern zu einem benachbarten Dorfe gehört? — So viel ich hin und her dachte, mein Schwager ist der einzige Mensch, der Ihnen wirklich zu einer Stellung in unserem Schulwesen verhelfen kann. Ich hatte auch gestern die Absicht, heute selber mit Ihnen nach dem Regierungsgebäude zu gehen und Sie dem Landammann vorzustellen — aber die Dinge sind inzwischen anders geworden, wie Sie wissen. Nachdem ich den Entschluß gefaßt, ihn in der Oeffentlichkeit anzugreifen — kann ich meinen Schwager um keine Gefälligkeit mehr ersuchen. Sie müssen daher allein gehen und Ihre Wünsche selbst vertreten. Sie können mir dabei noch einen großen Dienst erweisen, denn zu einem Briefe, den ich schon dreimal angefangen und wieder zerrissen, finde ich nicht den rechten Ton. Sie müssen dem Landammann alles sagen, was Sie gestern gehört und wozu ich entschlossen bin. Wenn es noch eine Möglichkeit der Erklärung zwischen uns gäbe — doch nein, die gibt's nicht — nun gut, so will ich ihn wenigstens nicht hinterrücks überfallen — er weiß dann, was er von mir zu erwarten hat und mag sich rüsten. Wollen Sie die heikle Mission übernehmen?"

„Gewiß — Sie sind ein braver Mann! Nur leid thut mir's, daß der unglückliche Schritt, vor dem Sie stehen, die Brücke bilden soll . . "

„Er ist eher ein Hinderniß für Sie — aber ich verlasse mich auf den persönlichen Eindruck, den Sie auf meinen Schwager machen werden, und auf Ihren Ruf. Sie werden sehen, daß er Sie trotzdem freundlich aufnimmt — er hat eine fast übermenschliche Gewalt über seine Leidenschaften. Sie werden eine interessante Bekanntschaft machen. Ich überlasse alles Ihrem Takt. Jetzt treffen Sie ihn am besten. Das Regierungsgebäude steht dort unten mitten in der Stadt neben der Kirche mit den hohen Kuppeln, der katholischen, von der ich Ihnen vorhin erzählte... Wo einst katholische Aebte und Bischöfe ihre eiserne Hand über halb Helvetien ausstreckten bis nach Deutschland hinein, da leiten jetzt die sogenannten Väter des Kantons die Geschicke eines kleinen Ländchens, unter der republikanischen Maske oft schlimmere Tyrannen, als sich am Krummstab je emporgereckt . . ."

Der Nationalrath stand am Fenster und wies hinab auf das riesige, nach einer Seite offene Dächerquadrat, welches den imposanten Dom umschloß.

Da trat Frau Bertha sehr rasch ein. Ihr Aussehen war sehr verändert. Bis jetzt hatte in Trauer

oder Unwillen ihr Gesichtsausdruck nie eine gewisse wohlthuende Ruhe verloren, selbst gestern, als sie die Männer so rasch verlassen hatte, war sie nur sehr traurig gewesen. Jetzt aber war sie heftig erregt, ihre Augen flammten, ihre Lippen zuckten, und ihr Gesicht glühte wie in höchster Aufregung. Selbst der Nationalrath blickte seine Frau erstaunt an; der Professor wollte sich entfernen, Wenggy gab ihm ein Zeichen zu bleiben und erwartete mit erzwungener Ruhe die Eröffnungen seiner aufgeregten Gattin.

Frau Bertha machte die größten Anstrengungen sich zu beherrschen und fragte mit gepreßter Stimme:

„Ist es wahr, was mir das Anneli eben gesagt hat, daß der Landammann Mur bei meinem Mann gewesen ist?“

„Es ist wahr, und was weiter?“

„Was weiter?“ rief Frau Bertha in hellaufloderndem schmerzlichem Zorn. „Der Mann, der meinen rechten Bruder, Deinen Schwager, verfolgt hat sein Leben lang, der sein ganzes Lebensglück zerstört hat, der geht bei uns ein und aus wie ein Freund des Hauses? Friedrich Wenggy, wie weit ist es mit uns gekommen!“

Offenbar war der Nationalrath mit seinen Ent-

schlüssen fertig. Ueber seine erregbare Physiognomie wetterleuchtete es zwar mehr als je, aber seine Stimme klang ernst und entschlossen, als er antwortete:

„So weit ist es mit uns gekommen, daß ich zwar mit Schmerz, aber in Anbetracht, daß eine Fortführung des bisherigen Zustandes unmöglich ist, vor unserm Freunde hier meine liebe und geehrte Hausfrau allen Ernstes gemahne, sich in Zukunft aller Eingriffe in meine öffentliche Wirksamkeit und alles, was damit zusammenhängt, sowie aller Fragen nach Dingen, wie die Gründe zu dem Empfang des Landammann Mur in meiner Stube, sorgfältig zu enthalten. Ich halte das für nöthig, um den bedrohten Frieden meines Hauses wieder herzustellen, und mein Wunsch und Befehl ist auch kein unbilliger, denn wie mir unser gelehrter Freund bestätigen wird, schon ein altes Sprichwort sagt: Mulier taceat in ecclesia! das heißt: in der Versammlung der Männer soll das Weib schweigen."

Alle Farbe war aus Frau Berthas Gesicht verschwunden; als glaube sie nicht an das, was sie höre, starrte sie dem Manne ins Gesicht, der mit einem Wort das traute Verhältniß einer fünfzehnjährigen Ehe zerstörte und sie aus seinem innigsten Vertrauen hinwegwies in Kinderstube und Küche.

„Also so weit ist es mit uns!" sagte sie mit blut-

losen leise zitternden Lippen, und einen Moment glaubte der Professor, daß die mit dem Stolze kämpfende Liebe des Weibes die Oberhand gewinnen, daß Frau Bertha weinend an die Brust ihres Mannes stürzen werde. Aber es kam nicht so. Zu dem beleidigten Stolze des Weibes kam die Liebe zum Bruder.

„Und es ist mir wol auch nicht mehr erlaubt", sagte sie fast trotzig, „nachdem mein Mann mit seinen Feinden Freundschaft schließt, mit meinem leiblichen Bruder zu verkehren?"

„So viel Du willst", antwortete der National-rath, dem diese Scene zusehends peinlicher wurde. „Ich halte das sogar um so nothwendiger, als ich selbst meinen Umgang mit einem Schwager abbrechen muß, der sich durch unsere verwandtschaftlichen Bande nicht abhalten läßt, mich hinterlistig in dem anzugreifen, was über alles geht, in meiner politischen Thätigkeit. Es sei mir ferne, Dich darum Deinem Bruder ent-fremden zu wollen."

Bei dem Vorwurf gegen ihren Bruder hatte Frau Berthas Angesicht einen Ausdruck angenommen wie Schuldbewußtsein, und auch ihre Antwort war nicht so, wie sie aus ihrem Naturell eigentlich hervorgehen sollte und wie sie der Professor erwartet hatte. Auch über die Art, wie der Bruder gegen ihren Gatten ge-

fehlt, fragte sie nicht, sie schien durch die Thatsache nicht einmal überrascht. Das volle harmonische Bild, welches sich der Professor von Frau Berthas Gemüthseigenschaften gemacht, wurde durch einen leisen Schatten getrübt. Die folgende Antwort Frau Berthas schien ihm sogar ausweichend und entschuldigend:

„Mir geht über alles andere die Liebe meines Mannes.“

Auf die Beschuldigung ihres Bruders ging sie nicht näher ein, sondern schritt auf ihren Mann zu, schlang ihre Arme um seinen Hals und ließ ihren Kopf einen Augenblick an seiner Brust ruhen:

„Ich weiß nicht, ob es nöthig war, mich so zu demüthigen. Ich weiß aber, daß in der Bibel steht: Du sollst Vater und Mutter verlassen und Deinem Manne folgen. Ich werde es nicht mehr vergessen.“

Der Professor sah noch, wie der Nationalrath sein Weib heftig an sich preßte, und wendete sich bescheiden ab, — ein paar schneeweiße Wolken schwammen über dem tiefblauen Himmel.

Als er sich umwandte, war Frau Bertha verschwunden, und er sah nur noch in die feuchten Augen des Nationalraths. Dieser gab ihm warm die Hand:

„Es ist Zeit, daß Sie sich auf den Weg machen,

wenn Sie den Landammann vor der Sitzung noch treffen wollen. Alles Glück!"

Der Professor stieg langsam und nachdenklich den Weg zur Stadt hinab. Wie er den Charakter Frau Berthas nach ihrem gestrigen Auftreten und ihrer heutigen Unterredung im Garten beurtheilt hatte, mußte er bei der Eröffnung ihres Gemahls eine heftige Scene, vielleicht einen entscheidenden Bruch erwarten. Und statt dessen diese Schüchternheit, den Bruder zu vertheidigen, diese Unterwerfung unter die Befehle eines Mannes, den sie in mancher Beziehung so ganz übersah, dem sie noch gestern so freimüthig opponirt.

Was war mit der Frau vorgegangen? Der Professor lächelte über seine eigene Neugier. Er war eine Nacht und einen halben Tag hier, und schon interessirten ihn die Familienangelegenheiten von Leuten, die, so gastfreundlich sie ihn auch aufgenommen, noch nicht viel mehr für ihn sein konnten, als Fremde. Und doch konnte oder glaubte er diese Fremden schon so gut zu kennen, den Nationalrath mit dem Herzen eines Helden und dem Willen eines Kindes, der bei aller Herzensgüte, die er besaß, seine politische Eitelkeit für Aufopferung ansah, — Hedwig, die zarte Epheuranke, welche am Boden der Erinnerung dahinsiecht, weil sie keine Stütze findet, an der sie sich zum Lichte

der Gegenwart emporranken kann, die Niemand versteht, weil ihre scheue Natur nur von gleichartigen Geschöpfen geahnt werden kann, auch ihre Worte waren an sein Ohr geklungen wie die leise vibrirenden Töne längst bekannter Melodieen, und nun diese Frau Bertha! Sie war ihm gestern vorgekommen wie ein rein und klar gedrucktes Buch voll schöner Lettern, in dem er nur zu blättern brauchte, um auf jeder Seite verständige Worte zu seinem Herzen sprechen zu lassen. Und heute auf einmal war das Buch zugeklappt gewesen und verschlossen für ihn mit sieben Siegeln.

Der Professor schüttelte lächelnd den Kopf. „Du hättest wahrhaftig genug für dich selber zu sorgen, vaterlands- und brotloser Professor!“ sagte er sich. „Lange kannst du der Gastfreundschaft deiner neuen Freunde nicht zur Last fallen, von Stadt zu Stadt bist du schon gewandert und hast deine Erfahrungen und deine Kenntnisse feilgeboten, umsonst. Man hat deine Zeugnisse besehen und belobt, aber dir achselzuckend geantwortet, daß sich eben schon sehr viele Schweizer um dieselben Stellungen beworben hätten und daß sie eben in ihrer Eigenschaft als Schweizer bevorzugt werden müßten. Geschieht mir recht, warum bin ich kein Schweizer!“ hatte der Professor gedacht und war weiter gezogen nach der Hauptstadt eidgenös-

sischer Intelligenz, nach dem Vorposten des schweizerischen Fortschritts, wie sich die reiche Stadt so gerne nennen ließ. Sein Herz war inzwischen an Hoffnungen, sein Beutel an Geld immer leerer geworden, und von der Heimat, wo er selbst seinen letzten Monatsgehalt hatte zurücklassen müssen, standen dem steckbrieflich verfolgten Flüchtling keine Hilfsmittel mehr zu Gebote. Und wenn die letzten Mittel nun erschöpft waren, was dann? Der Professor warf den Kopf zurück und schaute stolz auf die zu seinen Füßen ausgestreckte Stadt. Er war eine weiche, aber keine weichliche Natur, kein Mann, der so leicht verzweifelt. Wenn man seinen Kopf nicht wollte, hatte er ja seine kräftigen Arme, um sie zu vermiethen. Er führte ausgezeichnet die Waffen, er segnete jetzt den Fechtboden, über dessen allzufleißigen Besuch er sich so oft Vorwürfe gemacht, er konnte tanzen, reiten, schwimmen, schlug als echter Süddeutscher auch die Zither ... pah! — es konnte nicht fehlen.

Und in der That, er hatte das vielleicht nöthig, denn für die Verwerthung seines Kopfes ruhten alle seine Hoffnungen jetzt auf einem Manne, dessen Gemüths- und Charaktereigenschaften nach allem, was er jetzt über ihn gehört, ihm ganz unberechenbar erschienen.

Unter solchen Gedanken durchschritt er das rege Gewühl der Stadt.

Der Professor war am Regierungsgebäude angelangt. Neben ihm stiegen ernst und feierlich die gemalten Spitzbogenfenster des hohen Doms empor, kühn gesprengte gothische Kuppeln wölbten sich darüber, und rings herum erstreckten sich in langgezogenen imposanten Fronten die Flügel des ehemaligen Klosters, nunmehrigen Kantonregierungsgebäudes. Wo einst die bischöflichen Insignien geprangt, war jetzt das Wappen des Kantons, ein Bündel Stäbe mit einem Beil in der Mitte, wie es die römischen Liktoren trugen, in weiß und grüner Farbe angebracht, an allen Fenstern hingen grüne Vorhänge und gaben dem Gebäude etwas Nüchternes, Gleichmäßiges, welches sofort an die „grünen Sessel" erinnerte, wie das Volk die Sitze seiner Regierer benannte.

Der Professor stieg empor durch die weiten kühlen Räume und fragte den „Weibel" oder Boten nach dem Bureau des Erziehungsdepartements.

Das Erziehungsdepartement bestand aus einem Vorzimmer und einer Arbeitsstube, und aus letzterer ertönte ein sonores: „Herein!", als der Professor anklopfte.

Die grünen, weitherabgelassenen Vorhänge warfen

ein sehr angenehmes Halbdunkel in den engen Raum, wo ein Mann von etwa vierzig Jahren an einem großen bequemen Schreibtisch arbeitete und sich beim Eintritt des Fremden sofort erhob, um ihn stehend zu empfangen.

Der Professor, wohl wissend, wie oft sich ein reicher liebenswürdiger Geist hinter einem unscheinbaren Aeußern birgt, und daher im allgemeinen wenig empfänglich für die gewöhnlichen Attribute männlicher Schönheit, mußte sich doch gestehen, daß er sich hier einer ganz mächtig einnehmenden Mannesgestalt gegenüberbefand, so zu sagen dem idealen Ausdruck allemannischer Stammeseigenthümlichkeiten.

Der Bruder der Frau Bertha hatte eine große Aehnlichkeit mit seiner Schwester im Schnitt des breiten vollen Gesichts, dessen antike Plastik durch die völlige Bartlosigkeit des Gesichts und die tadellose weiße Halsbinde zu ihrer vollen Wirkung kam. Auch die Architektonik der Gestalten erinnerte an einander, so sehr Frau Bertha auch als ein vollendetes Weib und der Landammann in seinem schwarzen Rock als das Urbild eines kräftigen Mannes erschien.

Die beiden Männer standen sich einige Sekunden schweigend gegenüber, voll, klar und ruhig sahen sie sich ins Gesicht, wie zwei Gladiatoren auf dem Ge=

biete des Geistes, welche jeder in dem andern den ebenbürtigen Gegner ahnen.

Der Professor machte eine leichte Verbeugung.

„Herr Landammann Mayer?“

„Derselbe. Wen habe ich die Ehre, zu empfangen?“

Wieder fiel dem Professor das wunderbar klingende Organ auf. Dieser Mann mußte als Kanzelredner eine große Macht über seine Zuhörer ausgeübt haben.

„Ich komme zuerst in einem Auftrage Ihres Schwagers, des Herrn Nationalraths Wenggy, dessen Uebernahme von meiner Seite Ihnen im Verlaufe meiner Mittheilungen entschuldbar erscheinen wird, und dann in meinen eigenen Angelegenheiten als Bittstellender. Ich bin Professor Hermann aus . . .“

Das Gesicht des Landammanns, welches sich bei den ersten Worten des Professors mißtrauisch verdüstert, klärte sich wieder auf, als er den Namen seines Besuchers erfuhr. Er bat ihn mit einer achtungsvollen Bewegung, in einem der mit grünem Leder bezogenen Fauteuils Platz zu nehmen, deren drei bis vier im Zimmer standen, und setzte sich ihm freundlich erwartungsvoll gegenüber.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Professor?“

„Zuerst meinen Auftrag, und um diesen einzu-

leiten, muß ich wol schon jetzt auf meine Schicksale der letzten Monate zurückgreifen und die Verpflichtungen erwähnen, welche mir Ihr Herr Schwager durch seine herzliche Aufnahme auferlegt hat . . ."

„Was Ihre Geschicke betrifft, so kann ich Ihnen mittheilen, daß ich dieselben so genau kenne, als man sie durch Zeitungen erfahren kann, ich beschäftige mich viel mit den Vorgängen in Deutschland . . ."

„Das ist mehr, als man von den meisten Ihrer Landsleute sagen kann, die sogar eine gewisse Feindseligkeit gegen das deutsche Mutterland für patriotische Pflicht halten."

Der Landammann zuckte die Achseln.

„Diese Herren sollten erst unserem kleinen Ländchen eine eigene sociale Entwicklung, eine eigenthümliche Literatur und Kunst geben, und auch dann hätten sie noch nicht das Recht, hochmüthig auf den Kulturtisch herabzusehen, von dessen Brosamen sie sich noch heute nähren. Doch fahren Sie fort, Sie wollten mir in zweiter Linie von meinem Schwager erzählen."

„Ihre mir unverhoffte Sympathie für mein Vaterland erfüllen mich mit den freudigsten Hoffnungen. Ich wollte Ihnen erzählen von der Herzlichkeit, mit der mich Nationalrath Wenggy auf die einfache Empfehlung eines Jugendfreundes hin bei sich aufgenom-

men hat und wie ein Glied seiner Familie behandelt."

„Auch das kann ich mir denken, Herr Professor!" lächelte der Landammann. „Friedrich hat das beste Herz von der Welt und darum hat ihn auch jeder gern, selbst mancher seiner Feinde. Darin besteht auch ein großer Theil seiner politischen Macht, die Leute wurden überrascht hingerissen durch die herzlichen naiven Worte, die aus dem Munde des Gemeindeschreibers zu ihnen tönten, sie hoben ihn auf die höchsten Stellen, die sie zu vergeben hatten. Von Wenggys Güte sagen Sie mir nichts Neues, darin beruht das ganze Geheimniß seiner Macht. Doch Sie sprachen ja von einem Auftrage meines Schwagers — wollen Sie mir ihn gefälligst mittheilen?"

In der objektivesten und für alle Betheiligten schonendsten Weise erzählte der Professor die gestrigen Vorgänge im radikalen Klub, schilderte lebhaft den Seelenkampf, den der Nationalrath sichtlich zu kämpfen gehabt, bevor er zu einem Entschluß gelangt sei, und endlich verkündete der Professor diesen Entschluß selbst.

Er hatte dies zögernd und mit niedergeschlagenen Augen gethan; es schien ihm unbescheiden, die Gesichtszüge des Landammanns zu studiren, während er ihm den Kampf mit dem eigenen Schwager ankündete, er

blieb auch einige Zeit in dieser Stellung, um dem Bruder Frau Berthas Zeit zu einer Antwort zu lassen.

Endlich, als sein Gegenüber noch immer schwieg, erhob der Professor den Kopf. Mit Staunen gewahrte er den ruhigen, fast heiteren Ausdruck auf dem Gesichte des Landammanns . . .

„Also mein Schwager kündigt mir nach altem Brauch und alter Sitte Fehde an, das sieht seiner ritterlichen offenen Natur gleich. Sagen Sie ihm, daß ich es lebhaft bedaure, daß er mir seine Freundschaft entzieht, daß ich es unter den obwaltenden Umständen jedoch höchst natürlich finde und ihn darob nicht geringer achte als bisher. Für die biedere Art, wie er mir den Krieg erklärt, noch meinen besonderen Dank."

„Und weiter nichts?" fragte der Professor erstaunt. „Mir schien es, als ob der Nationalrath selbst noch leise Zweifel in die Wahrheit des Ganzen hätte, als ob es nur eines Wortes Ihrerseits bedürfe, vielleicht der Aufklärung eines Mißverständnisses . . ."

„Es existirt keines. Alles, was ihm der radikale und der pfäffische Wühler mitgetheilt haben, ist wahr, buchstäblich wahr."

Der Professor stand erregt auf.

„Sie wollten Ihren Schwager stürzen, Herr Landammann?"

„Ich wollte es.“

Das Gesicht des Landammanns war wie aus Stein gehauen in diesem Augenblick, klar, kalt und entschieden.

„Sie billigen meine Handlungsweise nicht“, begann der Landammann nach einer peinlichen Pause.

„Wenn Sie eine Antwort verlangen, nein, Herr Landammann!“

„Sie halten mich für einen rücksichtslosen Egoisten“, fuhr der Landammann lächelnd fort.

„Da ich die antike Römertugend, die den eignen Sohn unter das Beil schickt wegen seiner Sünden gegen das Gemeinwesen, nie begreifen konnte, so muß ich wol, Herr Landammann.“

Der Landammann wurde nachdenklich.

„Hm! Es liegt mir an Ihrer guten Meinung. Leider bin ich im Moment außer Stande, Ihnen die Gründe meiner Handlungsweise auseinanderzusetzen. Darum bitte ich Sie, mit Ihrem Endurtheil über mich noch einige Monate zu zögern, dann wird ja Klarheit über alles kommen. Bis dahin nur so viel: Jene Partei greift in mir den ersten Mann an im Kanton, an dessen öffentlichem Charakter kein Makel klebt, dessen bürgerliche Ehre rein ist von jedem Vorwurf, ich habe das schmerzlichste Opfer meines Lebens gebracht, um auch den Schatten

einer Verleumdung von mir fernzuhalten, ein Opfer, das mich von einem für immer mir unendlich theuren Wesen getrennt hat, ich bin, um es kurz zu sagen, der erste ehrliche und nicht ganz unbedeutende Mensch, an den sich diese unlautere Partei mit ihrem verblendeten Schildträger an der Spitze wagt. An mir wird sie zu Grunde gehen. Ich thue das im Dienste der gesunden Vernunft, für die Ruhe meiner Mitbürger und für das Glück meiner Schwester."

„Ihrer Schwester, wenn Sie deren Mann verderben?"

„Ich werde ihn retten, oder ihn wenigstens davor bewahren, noch mehr Unglück anzustiften, als er schon angerichtet hat mit dem besten Willen und dem treuesten Herzen. Weil ihm die Ehrlichen die Bedeutung nicht zugestanden, die ihm das Volk durch seine Wahl zuschrieb, warf er sich jenem Gesindel in die Arme, das ihn mit Weihrauch betäuben und zu ihrem willenlosen Werkzeuge machen will. Wenggy muß stürzen, muß von der Höhe herunter, auf die er nicht gehört, soll er sich selber wiederfinden und der Welt wirklich mit dem nützen, womit er ihr nützen kann, mit seinem Herzen."

Eine tiefe Bewegung malte sich auf dem schönen Gesichte des republikanischen Beamten.

„Und wie geht es meiner Schwester?“ fragte er dann. „Kämpft sie noch immer den fruchtlosen Kampf mit der politischen Eitelkeit ihres Mannes?“

„Ich glaube, sie hat sich unterworfen, heute in dem Augenblicke, als ihre Hingebung auf die härteste Probe gestellt wurde. Sie that es mit den Worten: Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen . . .“

Traurig schaute der Landammann zur Erde.

Dann richtete er sich freudig lächelnd wieder auf

„Sie hat Recht, sie trifft im richtigen Momente immer das Richtige. Um so heiterer kann ich den Kampf für sie aufnehmen.“

Wieder entstand eine lange Pause. Der Professor war es, der sie unterbrach.

„Und wie viel von alledem, was Sie mir mitgetheilt haben, soll ich Ihrem Schwager melden?“

„So viel und so wenig Sie wollen, ich habe ihm gegenüber nie hinter dem Berge gehalten mit meinen Ansichten. Sagen Sie ihm alles. Von Ihnen, einem unserer Politik Fremden, wird ihm das ganz ungewohnt klingen und vielleicht auf ihn wirken. Wenn nicht, um so besser, dann wird die Heilung desto vollständiger. Und nun zu Ihren eigenen Angelegenheiten womit kann ich Ihnen dienen?“

„Es klingt mir fast zu kleinlich, gerade jetzt von meinen eigenen Angelegenheiten zu reden, so dringend sie sein mögen . . ."

„Aber ich würde es für eine große That halten, einem wackeren Manne nützen zu können."

„Nun denn, ich suche eine Anstellung. Mein Vorleben kennen Sie, hier sind meine Zeugnisse. Ich gestehe, daß ich nach meinen in der Schweiz gemachten Erfahrungen wenig Hoffnung habe, in dem mir liebgewordenen Fach verwendet zu werden, und spreche Sie im voraus von jeder Mitschuld frei, wenn auch Sie sich den eingeborenen Anschauungen fügen müßten."

Das Auge des Landammanns blitzte stolz auf.

„Fügen? Eingeborenen Anschauungen oder Vorurtheilen, wie Sie sagen wollten? Ich habe nie um Volksgunst gebuhlt, füge mich auch keinen Vorurtheilen."

„Dann allerdings steigen meine Hoffnungen. Wenn es anders an wissenschaftlich gebildeten Lehrern fehlt..."

„Es fehlt an solchen."

Der Landammann blätterte in den ihm vorgelegten Schriften.

„In einigen Tagen sollen Sie Antwort haben, Herr Professor! Bis dahin halten Sie gute Kameradschaft mit meinem Schwager!"

Der Beamte war wieder ruhig und heiter ge-

worden, als wäre nicht eben einer der größten Stürme seines Lebens über seine Seele dahingebraust, als stünde er nicht vor einer Zeit voll Kampf und Zwietracht, und reichte dem Professor lächelnd die Hand:

„Grüßen Sie mir meine Schwestern; ist Hedwig noch immer so . . . so sonderbar?“

„Sie scheint mir allerdings etwas melancholisch!“

Der Professor war bei der Frage des Landammanns halb in Verlegenheit gerathen, und es schien ihm Unrecht, Hedwigs Geheimniß zu verrathen, das sie selbst aller Welt so sorgfältig verbarg.

„Das arme Kind, sie fühlt wohl, daß es im Hause ihrer Schwester nicht so steht, wie es stehen könnte und sollte.“

„Vielleicht.“

„Grüßen Sie mir auch Hedwig herzlich. Au. Wiedersehen. Sie erhalten bald Nachricht von mir.“

Der Professor verneigte sich und ging.

Er fühlte, daß er hier seinen Meister gefunden Mit Stolz und Entzücken aber erfüllte ihn die Entdeckung, daß Hedwigs Gemüthszustand auch ihrem verständigen Bruder unklar geblieben und daß es ihm vorbehalten war, dieses reizende Räthsel zu lösen.

Auch seine Hoffnungen auf eine endliche Anstellung hatten sich gesteigert. Mit elastischeren Schritten

als beim Abwärtsgehen stieg er den Weg zur Falkenburg hinan. Er mußte an der Kantonsschule vorüber, einem prächtigen Gebäude mit grünen Anlagen und springenden Wassern davor. Er blieb stehen und betrachtete lange das Haus. Frohe Ahnungen, in welche sich auch das bleiche sanfte Bild Hedwigs mischte, durchzogen seine Seele.

Der Professor erröthete über sich selber, als er daran dachte, auf welch lockerem Grunde diese Träume aufgebaut waren; auf ein paar freundliche Worte des Landammanns, der ja, wenn auch den Willen, bei seiner Sonderstellung vielleicht nicht die Macht hatte, seine Anstellung zu bewirken. Und Hedwig, welches Recht hatte er, irgend welche Theilnahme von ihrer Seite vorauszusetzen? Hedwig, die nach der Mittheilung ihrer Schwester schon so manchen Freier abgewiesen! Er hatte allerdings zuerst das Geheimniß ihrer Stimmung entdeckt, aber was weiter? Konnte bei ihrer scheuen Natur die Folge davon nicht ebenso gut eine gewisse mit Furcht gemischte Abneigung sein, wie empfindsame Kranke sie oft gegen einen scharfblickenden Arzt zeigen?

Der Professor blieb wiederholt stehen und lächelte über die sonderbaren Gedankensprünge seines eigenen Gehirns. Er hatte sich Hedwig einen Augenblick lang

als seine Frau vorgestellt und machte sich über diese Kühnheit Vorwürfe, diese Vorwürfe führten ihn jedoch statt zur Vernunft dahin, zu untersuchen, ob Hedwig ihn wol lieben könne oder nicht. Ja, liebte er sie selber denn? Der Professor hob Kopf und Augenbrauen erstaunt in die Höhe, als habe ihm eine Stimme von außen diese indiskrete Frage gestellt. Nein, lieben, das wäre nach sechsunddreißigstündiger Bekanntschaft doch zu viel, aber gerührt hatte sie ihn, recht sehr gerührt, ja, sie verdiente einen Mann, der sie glücklich machte, und da man sich eigentlich nur auf sich selber so recht verlassen kann, so war ihm immer, als ob er diese Aufgabe selber übernehmen müsse . . .

Auch darüber lachte sich der Professor aus und kam schließlich in sehr nüchterner Stimmung, wie es sich für einen schweizerischen Lehrer oder einen solchen, der es werden will, geziemt, auf der Falkenburg an, wo ihm Anneli und Kläreli freundlich entgegensprangen

Da hielten die Kinder mitten auf dem Wege an und auch der Professor stockte unwillkürlich. Vom Nationalrath, durch den Garten, kam eben der Postdirektor. Ueber sein gelbes fleischiges Gesicht zuckte es wie ein Lächeln der Befriedigung, und in lebhaften Gedanken kaute er an dem einen Ende seines Schnurrbarts. Das Lächeln verschwand von seinen Zügen

und die Schritte seiner kleinen beweglichen Gestalt wurden etwas langsamer, als der Postdirektor des Professors gewahr wurde. Die Blicke der beiden Männer begegneten sich. Ohne je ein Wort mit einander gesprochen zu haben, fühlten sie, daß sie Feinde waren, die sich aus Naturanlage bekämpfen mußten, ohne Waffenstillstand, ohne Gnade, wie das Gute und das Böse . . .

Achtes Kapitel.

Die ersten Alpenrosen.

Der Professor traf den Nationalrath bereits im Eßzimmer. Die Familie hatte mit dem Essen auf ihn gewartet, denn Anneli und Kläreli sprangen jubelnd in die Küche, um des Professors Ankunft zu verkünden.

Der Nationalrath war unruhiger und kälter, als er scheinen wollte, trat jedoch mit dem Professor seiner Gewohnheit gemäß in eine Fensternische, um seine Mittheilungen zu hören. Auch seine folgende Frage schien nicht dasjenige auszudrücken, was der Volksmann zunächst auf dem Herzen hatte.

„Nun, was haben Sie für Hoffnungen für Ihre Zukunft, Herr Professor?"

„Eigentlich noch keine einzige berechtigte", sagte der

Professor achselzuckend. „Das einzige, was mich mit Hoffnungen verleitet, ist, daß der Herr Landammann meine bisherige Thätigkeit im Lehrfach und meine politische Vergangenheit günstig zu beurtheilen scheint, daß er meine Befähigung, mich um eine Anstellung zu bewerben, prüfen will, und im allgemeinen nicht das Vorurtheil zu theilen scheint, welches in der Schweiz gegen deutsche Eindringlinge herrscht."

Der Nationalrath nickte etwas verdrießlich mit dem Kopf:

„Ja, ja, er hat auf deutschen Universitäten studirt und hat als katholischer Priester so etwas kosmopolitischen Schliff bekommen . . ."

„Davon habe ich nun nichts bemerkt, ich fand bei dem Landammann nur vorurtheilsfreies Entgegenkommen."

„Desto besser für Sie! Als Ihr Freund beglückwünsche ich jetzt eine Eigenschaft meines Schwagers, welche ich als Schweizer immer beklagt habe. Ich glaube, Sie können Ihre Anstellung als fertig ansehen."

Dem Professor wurde dieses Gespräch, in welchem der Nationalrath den Politiker und Freund so sonderbar durch einander warf, etwas peinlich, er sagte deshalb:

„Wir sprechen immer von mir, und doch war ich auch in Ihren Angelegenheiten bei Ihrem Herrn Schwager!“

Der Nationalrath wurde unruhig und schien etwas ärgerlich.

„Ich kenne ihn lange genug, um mir etwa denken zu können, was er sagte; seine Handlungen sind immer von den edelsten Motiven getragen, er will mich ruiniren, um mich glücklich zu machen; ich bin eigentlich ein ganz unfähiger Mensch, ein Schwachkopf, welcher blos durch sein gutes Herz, alias durch seine unpraktische Schwäche das Volk rührt, daß es den Narren aus lauter Gemüthlichkeit zum Nationalrath wählt, und so fort. Ich kenne das! Hat er nicht so gesprochen? Hat er nicht gesagt, daß ich mich einer Schaar von Banditen in die Arme geworfen, die mir schmeichelt, während die vernünftigen Leute mit dem emporgekommenen Hohlkopfe nichts zu thun haben wollen? Hat er das nicht gesagt?“

Der Nationalrath ging heftig erregt im Zimmer auf und ab. Der Professor schaute verwundert auf den Mann, welcher noch vor wenigen Stunden in trauriger Resignation aber wohlwollend den, wie es ihm schien, nothwendigen Kampf mit dem Verwandten

beurtheilt hatte, und diesem jetzt die herzlosesten Auslassungen unterschob.

„Nein, Herr Nationalrath, das hat Ihr Schwager nicht gesagt. Er beurtheilt Ihre gegenwärtige Spaltung eben so duldsam, wie Sie selbst vor einigen Stunden noch!“

„Ja, ja“, lächelte der Nationalrath bitter, „ich kenne sie, diese aristokratische Duldsamkeit des Olympiers, dem das hier unten herumkriechende Gewürm des Schauffements nicht werth erscheint. Und heute morgen“, setzte der Volksmann mit einem Blick leisen Mißtrauens hinzu, „hatte ich einen Anfall jener gutmüthigen Schwäche, welche meine Umgebung für Talent ausgibt und das thörichte Volk für den Pulsschlag seines eigenen Herzens hält. Der Herr Landammann soll sich aber ja nicht träumen lassen, daß ihm diese Schwäche, die er so belächelt, noch einmal zu Gute kommen soll — rücksichtslos werde ich gegen ihn auftreten . . .“

Der Eintritt Frau Berthas unterbrach das Gespräch. Die lebhaften Farben ihres Gesichts waren etwas herabgestimmt, der fast ständige Ausdruck freundlicher Ruhe aus ihren Zügen verschwunden. Statt dessen lagerte darauf eine traurige Resignation, welche an das kalte theilnahmlose Wesen Hedwigs erinnerte.

„Die Suppe steht auf dem Tisch, Ihr Herren!“ sagte sie mit einem erzwungenen Lächeln, indem sie dem Professor zunickte und die Serviette ihres Mannes zurechtlegte.

Kläreli und Anneli, welche heute ausnahmsweis lange hatten hungern müssen, standen in Eßbereitschaft neben dem Tisch.

„Wo ist Hedwig?“ fragte Frau Bertha sich umsehend. „Es ist doch sonst ihre Gewohnheit nicht, auf sich warten zu lassen. Kläreli geh und hole sie.“

Kläreli sprang wie ein Pfeil zur Thüre hinaus, um das Essen nicht noch länger aufzuhalten, und kam bald darauf, Hedwig an der Hand haltend, zurück.

Auch Hedwig war verändert, aber zu ihrem Vortheil. Ihre zarte, gewöhnlich etwas gebeugte Gestalt war aufgerichtet, und auf ihren bleichen Wangen schimmerte etwas wie das Roth der Freude. Ihre Augen, welche, als ob sie etwas suchten, von dem Gesichte eines der Anwesenden zu dem des andern wanderten, hatten den matten trüben Ausdruck verloren und erschienen klar und leuchtend.

„Wer hat mir das Sträußlein von Alpenrosen aufs Zimmer gestellt?“ fragte sie endlich und musterte nochmals das Gesicht des Nationalraths, der düster vor sich niedersah; dann streifte sie mit einem raschen

Blick den Professor, der ganz versunken war in das Anschauen der Veränderung, welche mit der Jungfrau vorgegangen. Endlich blieben Hedwigs Augen an den Zügen ihrer Schwester haften, wo durch alle Traurigkeit ein schalkhaftes Lächeln sich Bahn brach.

„Du bist's, Schwesterli", rief sie lebhaft und faßte der Schwester beide Hände. „Du hast mir die Alpenrosen gebracht! O wie ich mich g'freut hab' d'rüber — es sind die ersten Alpenrosen seit langer, langer Zeit! Du hast mir eine große Freude gemacht, Schwester! Doch, was hast Du, Bertha? Du weinst ja? Was gibt's denn? Du bist ja immer so frohmüthig sonst?"

„Laß das gut sein, liebe Hedwig!" sagte Frau Bertha und trocknete ihre nassen Augen und drückte die Schwester sanft auf ihren Stuhl nieder.

Der Nationalrath suchte seinem Gesichte einen ärgerlichen Ausdruck zu geben, um die tiefe Melancholie zu verbergen, die sich darauf gelagert hatte.

Nur Jungfer Hedwigs Wangen behielten einen Schimmer von Freude, den Widerschein des Alpenrosenstraußes, während des ganzen Essens, und munter flüsterte sie hie und da mit den beiden braunen Lockenköpfchen an ihrer Seite.

„Der Herr Professor war heute bei Eurem Bruder,

dem Landammann, wegen seiner Anstellung an hiesiger Kantonsschule", sagte der Nationalrath, der dem Gaste gegenüber die Verpflichtung fühlen mochte, eine Unterhaltung in Gang zu bringen. „Der Landammann hat ihn sehr freundlich aufgenommen, und nach dem, wie ich meinen Schwager kenne, wird er alles aufbieten, um dem Herrn Professor eine Anstellung zu verschaffen."

„Dessen bin ich nun allerdings noch nicht so sehr gewiß", sagte der Professor; „die freundliche Aufnahme muß ich jedoch bestätigen und kann beifügen, daß der Herr Landammann mir auch die herzlichsten Grüße an die beiden Damen aufgetragen hat."

Das Antlitz Frau Berthas heiterte sich auf, um sich sogleich wieder zu verdüstern. Jungfer Hedwig machte eine Bewegung des Dankes, schien sich aber aus dem Gruße des Bruders weniger zu machen. Der Professor glaubte das begreifen zu können. Das fertige, klare, entschiedene Wesen des ehemaligen Priesters mußte diese träumerische Seele anfrösteln und fernhalten.

Mehrere ähnliche Versuche des Nationalraths, ein Gespräch in Gang zu bringen, schlugen fehl. Endlich verzichtete er auf jeden weiteren Versuch, und nur das veränderte frischere Wesen der Jungfer Hedwig gab dem Professor Ersatz für die drückende Schwüle dieses Familienlebens.

Der Nationalrath stand zuerst auf, entschuldigte sich mit dringenden Arbeiten und verließ, nachdem er dem Professor die Hand gedrückt, das Zimmer. Hedwig folgte ihm, geheimnißvoll mit ihren beiden Nichten plaudernd, nachdem sie die Schwester auf die Stirn geküßt und mit reizender Verwirrung vor dem Professor geknixt hatte.

Neuntes Kapitel.

Neue Wolken

Frau Bertha und der Professor waren allein. Der Professor merkte, daß seine Wirthin ihn sprechen wollte. Er wäre dieser Unterredung lieber ausgewichen, denn er fühlte recht gut das Mißliche seiner Stellung und daß es großer Vorsicht bedurfte, um nicht durch ein voreiliges Wort, ein vielleicht hart klingendes Urtheil sich das Mißfallen eines der beiden Gatten zuzuziehen. Sein Urtheil verschweigen, wenn er darum gefragt wurde, oder ausweichende Antworten zu geben, lag ganz und gar nicht in seiner Natur, und daher kam es, daß er der Unterredung mit Frau Bertha mit etwas bänglichen Gefühlen entgegensah.

„Sie sind bei meinem Bruder gewesen?“ begann die Frau des Nationalraths.

„Ja, Frau Wenggy!“

„Und er hat Ihnen gesagt, daß er den Kampf mit meinem Manne aufnehmen um den Kanton vor steter Beunruhigung und unser Familienleben vor dem Zerfall zu retten.“

„Dem Zerfall? So weit ist es wohl noch nicht.“

„Es ist so weit, wenn Wenggy nicht zur Einsicht kommt; denn diese Menschen, die ihn gänzlich in ihrer Gewalt haben, begnügen sich nicht damit, ihn mit allen ehrlichen und achtbaren Leuten zu verfeinden, sondern sie untergraben auch unseren Wohlstand. Ihre politlische Wühlerei kostet Geld — keiner von der sauberen Gesellschaft aber hat welches, so ist es eben immer wieder mein Mann, der ein „tusig Fränkli“ um das andere hergeben darf. Mein Mann und ich haben einiges Vermögen gehabt, etwa zwanzigtausend Franken, außer dem Haus da, in sechs Jahren hat ihm sein Nationalrath so viel eingetragen, daß wir gerade noch die Falkenburg schuldenfrei besitzen und von Wenggys Gehalt als Gerichtsschreiber leben können. Aber auch das ist vorbei — heute war der Postdirektor, den Gott strafe, bei ihm und muthet ihm zu, für die große Arbeiter- und Volksbewaffnung, die sie im Kanton hervorrufen wollen, wieder zehntausend Franken vorzuschießen. Wenggy

hat nach einigem Zögern zugesagt, sie auf sein Haus aufzunehmen, man hat ihm versprochen, ihn durch eine Subskription unter den Parteigenossen zu entschädigen; ich kenne das, man verspricht ihm das schon seit sechs Jahren. Herr Professor, Sie waren selbst Zeuge, daß ich mich als gutes Weib in den Willen meines Mannes ergeben wollte, ich habe mir sogar Vorwürfe darüber gemacht, daß ich mit meinem Bruder mich einverstanden erklärt habe, der die nächste Nationalrathswahl hintertreiben will. Er hat mich g'fragt und ich hab' gesagt: Ja, thu's! Ich hab's bitter bereut heut' morgen, es ist mir vorgekommen wie der abscheulichste Verrath an meinem Manne. Jetzt aber ist es anders. Es gilt das Haus meines Vaters, die Heimath meiner Kinder! Und der zweimal verlumpete Bankpräsident ist auch da gewesen und will Unterschrift von meinem Manne als Mitglied des Kommittees zu einer neuen Volksbank mit Darlehnskasse. Mein Mann hat noch nicht zugesagt, aber er thut's, da bin ich sicher, und dann ist sein ehrlicher Namen in Gefahr, denn der „Kleine" ist knapp an der Kriminalbank vorbeigekommen bei seinem letzten Falliment und endigt gewiß einmal im Zuchthaus! Helfen Sie mir! Rathen Sie, Herr Professor! Der Postdirector kann Sie nicht leiden, und mein Bruder

behandelt Sie mit Auszeichnung und ich selber weiß, daß Sie ein guter und gescheidter Herr sind, — Sie müssen mir helfen! Ich selber weiß unser Haus nicht mehr vom Untergange zu retten."

Frau Bertha drückte ihre Hände vor's Gesicht, wie um die gewaltsam hervorstürzenden Thränen zurückzuhalten. Der Professor saß tief ergriffen vor diesem Bilde häuslichen Jammers.

„Was ich zur Abwendung des Ihnen drohenden Unglücks thun kann, soll geschehen", sagte er warm. „Nur bitte ich zu bedenken, daß ich selber ein macht- und hilfloser Flüchtling bin, der nicht weiß, wo er sein Haupt hinlegen soll, wenn er, und das wird schon in den nächsten Tagen der Fall sein, aus Bescheidenheit Ihre Gastfreundschaft nicht länger in Anspruch nehmen kann."

Frau Bertha ergriff seine Hand.

„Nein, Sie dürfen nicht fort — mir ist, als ob Sie uns helfen müßten, als ob Sie eigens von Gott geschickt wären, um alles wieder ins Geleise zu bringen."

„Dieses Gefühl ist wohl mehr das Resultat davon, daß Sie eines Helfers bedürfen, als etwas anderes. Doch ich beklage, wie Sie, tief die Ausnützung Ihres Gemahls für die selbstischen Zwecke seiner Umgebung und werde alles thun, was in meiner Macht liegt,

um ihm die Augen zu öffnen. Aber vor allem muß ich klar sehen. Schon heute morgen überraschte es mich, daß der Nationalrath einseitig und entstellt zwar, aber dennoch die Hauptzüge meiner Unterredung mit Ihrem Herrn Bruder kannte. Sie machten so eben ähnliche Bemerkungen, ja noch mehr, Sie kennen ganz genau die Unterredung Ihres Gemahls mit Kleinert und dem Bankdirektor, bei der Sie doch wahrscheinlich nicht anwesend waren. Daß Ihr Mann Ihnen alles sofort mitgetheilt habe, kann ich nach dem Vorgange von heute morgen nicht annehmen. Woher nehmen Sie und Ihr Herr Gemahl Ihre genauen fast augenblicklichen Informationen?"

Frau Bertha wurde dunkelroth vor Verlegenheit.

„Ja, sehen Sie, durch diese elenden Wühler wird man am Ende selbst noch schlecht. Ich hätte mich früher geschämt, meinen Mann nur zu fragen, wo er gewesen ist, jetzt wo es das Brot meiner Kinder gilt, horche ich an den Thüren, wie eine untreue Magd. Auch mein Mann findet gar nichts dabei, wenn der radikale Weibel des Regierungsraths meinen Bruder im Bureau belauscht und alles, was er hört, sofort dem Postdirektor schreibt."

„Also darum machte sich jemand im Vorzimmer zu schaffen, als der Landammann mir seine Ansichten

über Herrn Wenggy mittheilte!" rief der Professor, erstaunt über diesen Abgrund kleinlicher Intrigue, in den er blickte. „Und Ihr Herr Bruder weiß davon nichts?"

„Er weiß davon. Aber in seiner aristokratischen Manier, wie es mein Mann nennt, findet er es unter seiner Würde, sich um die Sache zu kümmern. Der Postdirektor weiß auch, daß Sie Professor an der Kantonsschule werden wollen, und zweifelt nicht, daß mein Bruder bei seiner Vorliebe für die Deutschen Ihre Wahl bei dem „lahmen" Regierungsrath durchsetzen werde. Der Postdirektor hat meinem Manne bittere Vorwürfe gemacht, daß er einen „reaktionären Schulmeister" bei sich aufgenommen, den sie in Deutschland davongejagt, weil er sein Land an die Preußen habe verkaufen wollen. Jetzt sei er in der Schweiz, um zu spioniren. Der Postdirektor drohte auch, er werde schon dafür sorgen, daß Sie der Schweizer Jugend nicht zu lange Ihre reaktionären Tendenzen einbläuen. Jedenfalls würden Sie mit dem Regierungsrath fallen, wenn das Volk sich das Recht erzwungen haben werde, seine Regierung selbst zu wählen."

„Das sind ja ganz hübsche Aussichten!" lächelte der Professor, und sein Auge blitzte — er liebte ja den Kampf, und seine Brust dehnte sich bereits stolz

in Erwartung der Stürme, die daran zurückprallen sollten. Da fühlte er etwas wie einen Stich im Herzen — er hatte an Hedwig gedacht.

„Sie müssen sich an meinen Bruder anschließen. Ihr paßt zu einander, das hab' ich im ersten Augenblick gesehen", fuhr Frau Wenggy fort.

„Das kann ich nicht, bevor nicht die Frage meiner Anstellung entschieden ist. Es gewänne sonst leicht den Anschein, als sei eine Ergebenheit, die ich aufrichtig fühle, der Preis für seine guten Dienste."

„So warten Sie, bis das entschieden ist. Es kann nicht lange dauren. Was mein Bruder thun will, thut er schnell. Es ist aber keine Zeit zu verlieren. Der Oberst will morgen seinen Aufruf zur Volksbewaffnung schon erlassen. In acht Tagen sollen schon die ersten Waffenübungen stattfinden. Durch den Krieg stocken alle Geschäfte. Viele Fabriken sind geschlossen. Viele arbeitslose Leute treiben sich herum, die den Aufruf mit Freuden begrüßen werden. Der Krieg in Deutschland ist nur der Vorwand — der eigentliche Krieg gilt dem Regierungsrath, wie der Postdirektor gar nicht verhehlt. Zu gleicher Zeit soll mein Mann, der bisher immer noch gezögert hatte, sich mit den Fabrikherren zu überwerfen, offen für die Arbeiter und ihre Forde-

rungen — eintreten — die Volksbank des Bankpräsidenten soll die niederen Bürgerklassen für die Bewegung gewinnen. Mein Mann soll den Kampf gegen den Regierungsrath mit der Kirchhoffrage anfangen. Sauter will dann die Revision der Kantonsverfassung aufwerfen — und wenn sie erst das bewaffnete Volk hinter sich haben, soll alles drüber und drunter gehen und die Regierung gestürzt werden."

„Aber das alles kann ein menschliches Gehirn nicht in einer Nacht ausbrüten, das müssen längst überlegte Pläne sein", rief der Professor.

„Gewiß, gewiß", nickte Frau Bertha, „aber nie getraute man sich, meinen Mann zu solchen äußersten Schritten zu treiben, und immer hielt ihn der Einfluß meines Bruders etwas im Gleichgewicht. Nachdem man ihn aber mit dem Regierungsrath entzweit und seit gestern völlig in den Händen hat, rückt man mit allem heraus — und mein Mann hat sich zu allem bereit erklärt, nur mit der Volksbank zögerte er noch, er hat vielleicht doch an Kläreli und Anneli gedacht. Aber auch da werden sie ihn schon herumbringen."

„Sonderbar, daß von all dem gestern Abend in der Klubsitzung nicht die Rede war."

„Weil sie einander selber nicht trauen", rief Frau Bertha mit zorniger Verachtung, „das wird zuerst

zwischen dem Herrn Kleinert uud seinen Intimus Sauter ins Reine gebracht, dann werden der Oberst und der Bankpräsident ins Schlepptau genommen, und dann gehts mit einem Male über meinen armen Friedrich Wenggy her, daß er nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht, und zu allem „Ja" sagt."

„Hm! Also sind Sie auch der Ansicht Ihres Herrn Bruders, daß dem Nationalrath bei allen sonstigen vortrefflichen Eigenschaften des Geistes und Gemüths der für seine Stellung so nothwendige Ueberblick, daß es ihm an Urtheil fehle?"

Frau Bertha schaute trübe zu Boden.

„Es ist vielleicht das schmerzlichste Geständniß, das man von einer Frau verlangen kann, wenn sie sagen soll, ihr Mann passe nicht zu der Stellung, die er einnimmt. Aber bei meinem Manne ist es so. Ich darf das gestehen, denn ich weiß, was er werth ist ohne Politik, ich weiß, was er uns war und was er, ich geb' die Hoffnung nicht auf, wieder werden wird, wenn der Kampf ausgekämpft ist, der uns bevorsteht."

„Und wenn er siegreich bleibt darin?"

„So wird er doch unterliegen. Sie kennen unser Volk noch nicht. Undankbarkeit ist eine republikanische Tugend, sagt man — unser Volk hat sie im höchsten Maß. Auch Friedrich Wenggy, der seinen Freunden

alles opfert, Ruhe, Vermögen, Familie, vielleicht noch mehr — auch er wird das erfahren — auch er! Wenn es dann nur nicht zu spät ist!"

„Der Himmel wolle das nicht!" sagte der Professor aufstehend. „Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen, Frau Wenggy. Betrachten Sie mich als Ihren treuesten Freund, jeden Augenblick bereit, Ihnen zu helfen, soweit meine schwachen Kräfte reichen. Sobald es nur irgend thunlich ist, setze ich mich mit dem Herrn Landammann in Verbindung, um ihm beizustehen, soweit er mich gebrauchen kann, in dem Kampf für das Glück seiner Schwester."

Frau Berthas Augen leuchteten auf.

„Hat er das gesagt? Ich weiß es nämlich schon lange und habe es gebilligt, daß er meinen Mann nicht mehr Nationalrath werden lassen will — das ist mir heute so schwer aufs Herz gefallen, wie ich meinen Mann aufgeregt gesehen habe. Ich war auch fest entschlossen, mich nicht mehr in die Angelegenheit zu mischen und meiner Kinder Schicksal in die Hände Gottes zu legen. Aber wie der Bankdirektor gekommen ist, und gleich nach ihm der abscheuliche Postdirektor, bei Gott, ich habe nicht horchen wollen — aber ich war zufällig im Nebenzimmer, und die Thür ist halb offen gewesen, und nach den ersten Worten habe ich mir gedacht —

nein, es geht nicht. Dazu darfst Du als Frau und Mutter nicht still sitzen, es gilt Deinen Mann und Deine Kinder, gar nicht zu reden von Dir selber. Und da habe ich mich eben entschlossen, als echte Schweizerin zu kämpfen und nicht nachzugeben, bis ich, mir meinen Mann wiedergeholt habe aus den Händen dieser Menschen."

„Glauben Sie, daß Sie so viel Heldenmuth nöthig haben werden, Frau Wenggy?" fragte der Professor. „Die ganze Bewegung in ihrer Kleinheit kommt mir vor, wie der Sturm im Glase Wasser."

„Sagen Sie das nicht", meinte Frau Bertha ernst. „Ich hab' es erfahren beim Sonderbundskrieg, was es um ein aufgehetztes Volk ist. Mit Spießen und Stangen sind die katholischen Bauern in unser Städtlein gezogen und haben die Männer niedergeschlagen und die Weiber geängstigt und der Himmel ist roth von den brennenden Dörfern gewesen . . ."

In diesem Augenblick sprangen jubelnd die beiden Kinder ins Zimmer. Die braunen Locken hingen ihnen aufgelöst über die Schultern herab, und dazwischen hatte eine geschickte Hand lauter Alpenrosen geflochten, was den jugendlichen Gestalten etwas ungemein Zartes und Feenhaftes verlieh.

Hinter ihnen drein mit fast schelmisch lächelndem

Antlitz kam Hedwig. Beim Anblick des Professors, den sie wohl nicht mehr hier vermuthete, blieb sie verschüchtert stehen.

Frau Bertha zog ihre beiden Mädchen an sich und küßte sie immer wieder.

Der Professor und Hedwig standen sich stumm gegenüber, der gelehrte Mann fühlte sich erregt und befangen wie ein Schüler, der sein Pensum vergessen, auf Hedwigs Wangen lag der helle Schein einer jungen Liebe.

Zehntes Kapitel.

Die Braut des Priesters.

Es war an einem Morgen der nächsten Woche, als der Professor wieder am Fenster stand und in den Garten hinunter sah. Die Landschaft war herrlich und sonnenbestrahlt wie nur je, die weißen Segel und die qualmenden Dampfboote schwammen über den See, nur einige Fabrikschlote hatte der Krieg in Deutschland ausgeblasen, aber mit ihrem Feuer und dem schwarzen Rauch, mit dem sie den blauen Himmel verunzierten, war auch tausenden von Familien der nährende Boden unter den Füßen weggezogen. Eine große Gährung herrschte in der Stadt, Volksversammlungen auf Volksversammlungen wurden abgehalten, bei denen es stürmisch genug herging, alles klagte den Regierungsrath an, daß er das Uebel hätte voraussehen

und genügende Vorsichtsmaßregeln dagegen treffen können; dem Regierungsrath, dem dasselbe Volk als Werkzeug in der Hand der Demagogen jeden selbstständigen Athemzug mißgönte, streckte es jetzt drohend die arbeitslosen Fäuste entgegen: Nun hilf! Du bist unsere Regierung, hilf!

Landammann Mayer hatte dem Regierungsrath den Vorschlag kühner Initiative gemacht, hatte, ohne den Zusammentritt der Kantonsräthe erst abzuwarten, öffentliche Bauten dekretiren und zur Aufrechterhaltung der Ordnung den Auszug der Miliz aufbieten lassen wollen.

Aber der Regierungsrath war scheu vor der Verantwortlichkeit einer solchen Usurpation zurückgeschreckt und hatte, damit die Wogen der Bewegung nicht noch höher schlagen sollten, sogar die Einberufung des Kantonsraths wieder hinausgeschoben.

Täglich marschirten die Truppen des Obersten Freny vom Exerzierplatze her am Regierungsgebäude vorüber, zusammengelaufenes Volk aus aller Herren Länder, und zwischen ihren Berathungen hörten die Väter der Stadt höhnische Pfiffe uad drohende Rufe, weil sie dem Verlangen des Obersten nach Waffen für seine Leute nicht stattgegeben, sondern ihn an das eidgenössische Militärdepartement verwiesen hatten.

Täglich haranguirten Wenggys Freunde die Massen in Versammlungen und Vereinen, täglich rief Wenggy, der sich offen an die Spitze der Bewegung gestellt, in den radikalen Blättern den hochmüthigen Herren auf den grünen Sesseln höhnend zu: Nun helft!

Wenggys Name stand auch, wie Frau Bertha vorausgesehen, in erster Reihe unter dem Programm der Volksbank, durch welche der verkommene Bankpräsident der Noth des Volks mit einem Mal zu steuern versprach.

Täglich kam Wenggy, jetzt mehr als je der Abgott der Massen, mit stolzen gehobenem Haupte und tönenderen Phrasen nach Hause, täglich wurde Frau Bertha bleicher.

Nur Hedwig blieb sich gleich. Die glückliche Gattin, die entschiedene, energische und zornige Frau war ihr ferner gestanden, die zum Tode betrübte fast gebrochene Schwester hatte hundert kleine Aufmerksamkeiten für sie, unter welchen ihr fast scheues vergrämtes Gemüth aufblühte, daß es fast unberührt blieb von all dem, was rings um sie vorging. Nur manchmal warf sie einen überraschten Blick auf die Schwester und das ernste umdüsterte Gesicht des Professors, aber dann sprach der Nationalrath mit solchem Enthusiasmus von der anbrechenden Morgenröthe der

Freiheit, daß ihre für jede Begeisterung empfängliche Seele entzückt auflauschte wie einst, da der Donner der ersten fallenden Lawine den nahenden Lenz verkündete. Und ihr Auge schaute auf den Schwager wie damals, als in ihrer Bergheimat der Adler hoch über ihr im blauen Aether kreiste.

So standen die Dinge, als Professor Hermann in den Garten hinausschaute, wo er manchmal das helle Kleid Hedwigs durch die grünen Büsche leuchten und verschwinden sah wie einen schönen Traum, den seine Phantasie vergeblich festzuhalten strebte.

Er hatte noch immer keine Nachricht vom Landammann, er war noch immer der arme heimat- und brotlose Flüchtling, ja er hatte nicht einmal mehr Aussicht, seine gesunden Arme zu verdingen, da wo tausende feierten.

Der Nationalrath und seine Familie waren freundlicher als je, aber ihn drückte diese Gastfreundschaft eines Hauses, dessen Ruin ihm nur mehr eine Frage der Zeit schien, er kam sich Frau Bertha gegenüber, die ihn um seinen Beistand gebeten, vor wie der feigste Prahler, weil er sich selber nicht helfen konnte.

Bei der jetzigen Lage des Regierungsraths hoffte er nichts mehr für sich und dachte oft daran, am an-

dern Morgen sein Bündel zu schnüren und weiter zu wandern.

Dunkle Gerüchte von der wachsenden Aufregung, die aus der Stadt heraufdrangen, und ein Blick in Frau Berthas kummervolles Antlitz hielten ihn zurück.

An Hedwig wagte er schon lange nicht mehr zu denken; was wollte er, der heimathlose Flüchtling, dem zarten Geschöpf für eine Stütze bieten.?

Da klopfte es bei ihm. Hinter dem eintretenden Weibel des Regierungsraths schauten neugierig die Köpfe Annelis und Klärelis zur geöffneten Thüre herein.

„Ich bringe dem Herrn ein Dekret vom hohem Regierungsrath, der Herr Hermann wird schon wissen, was darin steht," sagte der Mann, den Professor höhnisch musternd, indem er ein großes Schreiben überreichte, „und hier," er zog ein ziemlich respektwidriges Couvert aus der Tasche, „noch einen Brief vom Herrn Landammann Maxer."

Der Professor nahm den seltsam zerknitterten Brief und betrachtete das Siegel. Dann warf er einen strengen Blick auf das spitzbübische Gesicht, das ihm bei dieser Beschäftigung zuschaute.

„Der Brief ist erbrochen und wieder zugeschlossen worden."

„Davon weiß ich nichts! Der Brief ist nicht aus meinen Händen gekommen!“ rief der Weibel brutal.

„Dann haben Sie ihn eben erbrochen —“

„Herr!“ rief der Bote, und sein freches Gesicht wurde blau, „das geht über den Spaß; wenn Sie so anfangen im Kanton, werden Sie's nit lang machen.“

„Das wird sich finden. Machen Sie, daß Sie fortkommen!“

„Vierzehn Franken Tax komm' ich vorher über!“

Der Professor erbleichte, soviel betrug sein ganzes Vermögen nicht.

„Ich werde es selbst entrichten.“

Der Bote ging, etwas von hergelaufenem Hungerleider murmelnd, der ehrliche Leute beschuldigen wolle.

Der Professor hielt eine Weile beide Briefe traurig in der Hand. Er öffnete das größere Schreiben und las es zweimal.

Ja da stand's. Auf den Antrag des Erziehungsdepartements war ihm auf Grund seiner vorgelegten Zeugnisse die übliche Prüfung erlassen und er mit allen gegen eine Stimme zum Lehrer der Rhetorik an der Kantonsschule ernannt worden. Sein Gehalt betrug vorläufig zweitausend Franken jährlich, bei besonderer Brauchbarkeit wurde Erhöhung versprochen.

Antrittstermin nach den Ferien des kantonalen Jugendfestes.

Zweitausend Franken — in seinem Vaterlande hatte er das dreifache zurückgelassen, hier erschien sich der Professor wie ein reicher Mann. Der Nationalrath als Gerichtsschreiber bezog ja kaum mehr, und die ganze Familie lebte davon.

Eben hörte er Hedwigs Stimme unten im Garten: „Anneli, Kläreli!"

Ein freudiges Lächeln zog über das Gesicht des Professors und er öffnete den Brief des Landammanns. Darin stand eine Entschuldigung, daß der Regierungsrath wegen anderweitiger dringlicher Geschäfte seine Angelegenheit nicht früher habe behandeln gekonnt, und die Bitte, ihn sofort nach Empfang des Briefes zu besuchen. Der Landammann werde ihn auf seinem Bureau erwarten, und bitte um Entschuldigung, daß er bei den obwaltenden Umständen ihn nicht im Hause seines Schwagers aufsuchen könne.

Der Professor kleidete sich an und wandte sich zum Gehen.

An der Thüre erinnerte er sich, daß seine Gastfreunde, Frau Bertha und der Nationalrath, wol das erste Anrecht auf die erfreuliche Nachricht hätten. Er stieg daher in den Garten hinunter, wo Frau

Bertha sich zu Hedwig gesellt hatte und ihr, wie es schien, sehr interessante Mittheilungen machte.

„Wir wissen bereits alles!" rief sie dem Professor entgegen, und zum ersten Male seit Wochen klärte sich ihr Gesicht zu dem ihr eigenthümlichen Lächeln voller Herzensgüte auf. „Alles im Hause spionirt jetzt, Mutter und Töchter! Das Anneli hat mir's bereits gesagt, daß Sie Professor an der Kantonsschule geworden sind. Wir wünschen Euch herzlich Glück dazu!"

Hedwig stand still daneben und schaute vor sich nieder; nur an der lebhafteren Färbung des Gesichtes und dem Spiel der zarten Hände, welche sich zerstreut an ihrem Kleide zu schaffen machte, glaubte der Professor wahrzunehnen, daß auch sie bewegt sei.

„Und Sie, Jungfrau Hedwig!" sagte der Professor, indem er seine Hand ausstreckte, „Sie freuen sich gar nicht über mein Glück?"

Hedwig reichte ihm ihre Hand und schaute ihm mit einem ganz sonderbaren Ernst ins Gesicht.

„Glück? Das ist kein Glück! Sie sind ja gut und verdienen darum alles Gute."

Und dabei sah sie ihm mit einem so vollen klaren Blick ins Gesicht, daß der Professor sich verwundert fragte, ob das noch dasselbe traumhaft schüchterne

Wesen sei, das er vor wenigen Wochen hier getroffen.

Der Professor ging. Die beiden Frauen nickten ihm, als er sich umwandte, freundlich zu, und die Kinder sprangen jubelnd voraus, um ihm die Thüre zu öffnen.

Die Stadt sah anders aus, als vor Monaten. Die Straßen waren zwar noch unruhiger als sonst, aber es herrschte darin nicht das drängende Treiben des Erwerbs, sondern große Menschenhaufen trieben sich müßig umher, hier einen Vorübergehenden, der ihnen zu anständig aussah, ankrakehlend, dort an einer Straßenecke vor den Telegrammen sich ansammelnd, welche in riesigen Lettern die österreichischen Siege in Böhmen verkündeten. Die Masse jubelte den vermeintlichen Siegern zu; es fehlte nicht an Ausbrüchen von Haß und Schadenfreude für den unterlegenen Staat, den Niemand näher kannte.

Der Professor ging rasch an diesen Menschenhaufen vorüber, sein Herz zog sich zusammen unter einem großen Schmerz, und er flüsterte in sich hinein: „Es ist nicht möglich, es ist nicht möglich!"

Auch vor dem Regierungsgebäude trieben sich Gruppen herum und deuteten höhnisch zu den Fenstern mit den grünen Vorhängen empor, hinter welchen die Väter des Kantons täglich beisammen saßen, ohne et-

was zu beschließen, was den herrschenden Zuständen energisch entgegentrat.

Ein paar verstimmte Hörner ertönten, und mit allen möglichen Sorten von Schießgewehren versehen marschirte die abenteuerliche Schaar des „Obersten“ vorüber.

Einige ältliche bleiche Gesichter erschienen zwischen zwei grünen Vorhängen, die sich ängstlich umsahen. Da zersprang klirrend eine Fensterscheibe, wie es schien von einem Steinwurf, die Volkshaufen brachen in ein jubelndes Gewieher aus und die Gesichter der Väter der Stadt waren verschwunden.

Einzelne Stimmen ertönten: „Hoch Wenggy! Unser Wenggy lebe hoch!“ Und die vorbeimarschirenden Truppen der Umsturzpartei schwenkten die Hüte und riefen:

„Es lebe Wenggy! Nieder mit dem Regierungsrath!“

Da kam der Weibel des Regierungsraths in voller Amtstracht hernieder. Ein großer Dreimaster saß auf seinem Kopfe, ein langer alterthümlicher grüner und silberner Frack hing ihm am Leibe, und in der Hand hielt der Exekutivbeamte der Kantonsregierung einen grün und weiß bemalten Stab.

„Liebe Männer und Eidgenossen!“ ließ er sich

vernehmen. „Ich soll Euch im Namen des Regierungsraths ersuchen, daß ihr Euch etwas stiller verhalten möchtet. Am besten wär's, meint der Landammann und Regierungsrath, wenn Ihr ganz heimginget und dort erwarten würdet, was die Kantonsregierung in Weisheit beschließet."

Der Weibel sagte das in solch eigenthümlichem Tone, er hatte sich in letzter Zeit so vielfach an der Agitation betheiligt, daß sich die lieben Männer und Eidgenossen vor Lustigkeit kaum zu fassen wußten.

Der Weibel ging grinsend ab und das Geheul und Gepfeife ging von neuem los.

Da öffnete sich ein Fenster, das edle Gesicht des Landammanns erschien und überblickte einige Augenblicke ruhig die drohenden Gruppen. Der Tummult verstummte und Todtenstille herrschte auf dem Platze.

„Bürger!" ertönte endlich die sonore Stimme des Beamten. „Ihr seid unwürdig, freie Männer zu heißen; wären Eure Väter Euresgleichen gewesen, so wäre der Name Schweiz längst aus der Geschichte verschwunden und Ihr fühltet auf Eurem Rücken den Stock des Büttels, wie er Euch gebührt. Geht heim und denkt darüber nach, wie Ihr ernste und würdige Bürger werdet, ehe Ihr die von Euch selber eingesetzte Regierung verunglimpft."

Eine Zeitlang blieb der Landammann am Fenster, um die Wirkung seiner Worte zu beachten. Einige drohende Rufe ertönten, sie fanden aber keinen Anklang, und bald herrschte wieder vollkommene Ruhe. Die Gruppen wurden lichter und viele Gestalten verschwanden in den Seitenstraßen. Offenbar war das Losungswort der Partei noch nicht ausgegeben, und ohne bestimmte Führung schwankten die Massen hin und her.

Der Professor konnte sich jetzt zum Thore des Regierungsrathes durcharbeiten und stieg die breiten Treppen hinauf. Der Weibel, noch immer in Amtstracht, musterte ihn herausfordernd von oben bis unten und zuckte höhnisch die Achseln, als wollte er sagen: Geh Du nur hin, Dich für Deine Ernennung zu bedanken, Dein Glück wird nur von kurzer Dauer sein.

Der Professor traf seinen Beschützer in großer Aufregung im Zimmer auf- und abgehend. Der Landammann blieb stehen und reichte dem Eintretenden warm die Hand.

„Auch ohne Ihre Aufforderung, Herr Landammann, begann der Professor. Aber Mayer unterbrach: „Geben Sie sich keine Mühe; ich habe blos meine Pflicht erfüllt und meines Amtes gewaltet,

als ich beantragte, eine tüchtige Kraft unserm Kanton zu gewinnen. Ich wollte in einer anderen Angelegenheit um Ihren Rath bitten. Seit wir uns zum letzten Mal gesehen, hat sich vieles geändert."

„Gewiß, und leider nicht zum Besseren; was ich auf meinem kurzen Wege von der Falkenburg hieher gesehen und gehört, beunruhigt mich vielleicht mehr, als es sollte, weil ich das politische Treiben hier nicht kenne und den Erscheinungen, die an mich herantreten, eine Bedeutung beimesse, die sie vielleicht in Wirklichkeit nicht besitzen."

Der Landammann schüttelte den Kopf, seine Gedanken weilten offenbar anderswo:

„Das souveräne Volk beträgt sich etwas ungebärdig," erwiderte er mit einem traurigen Lächeln, „aber das ist's nicht, was ich Sie fragen wollte. Aus Ihren Papieren ersah ich, daß Sie einmal in der Familie des Grafen Wolfsegg vor Jahren Hauslehrer gewesen sind. Graf Wolfsegg auf Tarn, ist das so?"

Die Augen des Landammanns ruhten mit einer an Angst grenzenden Spannung auf dem Gesichte des Professors.

„Allerdings, ich verlebte im Hause des Grafen, im Kreise seiner Familie die zwei glücklichsten Jahre meines Lebens."

Die Muskeln im Gesicht des Landammanns waren aufs höchste angespannt, seine sonst so energisch geschlossenen Lippen bebten. „Und — und stehen Sie noch in Verbindung mit der Familie des Grafen?"

„Gewiß, ich erfreue mich der Freundschaft des jungen Grafen, meines Zöglings, ein hoffnungsvoller junger Offizier, der gegenwärtig gegen Oesterreich marschirt, und korrespondirte bis zum Ausbruch des Krieges sehr lebhaft mit ihm."

„Und kennen Sie seine Schwester?" fragte der Landammann fast unhörbar, indem er sich vorbeugte und in athemloser Angst die Antwort erwartete.

„Ich habe sie einige Male gesehen," antwortete der Professor immer verwunderter, „sie verweilte jedoch nie lange auf Tarn, sondern befand sich mit ihrem brustkranken Oheim mütterlicherseits, der sie sehr liebte, fast immer in Italien oder der Schweiz."

„Jener Oheim hieß Freiherr von Wangenthal?" fuhr der Landammann heftig heraus.

„Wie Sie sagen."

„Sie ist es."

Mit diesem Ausrufe und wie todtmüde sank der Landammann in einen Stuhl; eine schwache Handbewegung lud den Professor zum Sitzen ein. Dieser nahm Platz.

„Und diese Dame lebt noch," sagte der Landammann matt, als frage er nur der Form halber nach etwas, was ihm schon bekannt sei.

„Gewiß, ich hätte es ganz sicher erfahren, wenn sie gestorben wäre. Noch vor wenigen Monaten, als man den Ausbruch des jetzigen Krieges schon befürchtete, erwähnte Graf Karl seiner Schwester Angelika in einem Briefe an mich. Damals war Gräfin Angelika mit ihrem Onkel in Nizza und eilte nach Hause, um sich der Pflege der Verwundeten zu widmen."

„Sie ist es. Die Todten stehen wieder auf!" murmelte der Landammann, starr vor sich hinblickend, während seine weiße Hand, die sich auf die grüne Lederbekleidung des Lehnstuhls stützte, leise zitterte.

„Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig für meine sonderbaren Fragen und für mein noch eigenthümlicheres Benehmen," sagte der Regierungsrath nach einer Pause mühsam. „Ich habe diese Angelika Wolfsegg vor zehn Jahren gekannt und hielt sie diese lange Zeit für todt — es wurde mir geschrieben, sie sei gestorben, der Brief war von der Hand ihres eigenen Oheims, der mir ihre letzten Grüße schickte — ich wollte schon seit mehreren Wochen, seit Ihre Zeugnisse die Erinnerung an den Namen wieder aufgeweckt, Sie nach Angelikas Grabe und nach den näheren Umständen ihres Hingangs

fragen, aber ich hatte nicht den Muth, die alten Wunden aufzureißen, die ich für immer vernarbt glaubte. Zehn Jahre der Selbsterziehung und Resignation werden in diesem Augenblicke über den Haufen geworfen. Sie sagen es selbst, Angelika lebt — ich wollte es ihrer eigenen lieben Schrift nicht glauben, ich wollte eher glauben, daß der Böse sein Spiel treibe mit dem abtrünnigen Priester, oder daß meine eigne wankende Vernunft die liebsten Träume meines Herzens mir zurückzaubere. Ich wollte es nicht glauben. Und hier steht es doch mit derselben lieben Hand, die mich so oft in das Paradies des edelsten Herzens blicken ließ. Hier steht's."

Der Landammann zog ein Papier aus der Brusttasche seines Rocks und bot es dem Professor mit leuchtenden Blicken:

„Hier steht's."

Der Professor las die zierlichen Zeilen des nicht langen Briefes:

„Unvergeßlicher Freund! Können Sie mir die Täuschung vergeben, die ich einst für nothwendig hielt, um Ihnen die Ruhe Ihres Herzens wieder zu geben und die Verleumdung von einem Charakter fern zu halten, an dessen Beispiel ich mich aufrichte, wenn je meine Kraft erlahmen will. Ich weiß alles, was Sie

inzwischen gethan und erreicht, ich habe Ihnen in meinem Herzen eine Kapelle der Erinnerung gebaut und ihrem Kultus gelebt — ich wäre wol auch so gestorben, ohne daß Sie je von meiner Fortexistenz Nachricht erhalten hätten. — Im Begriff, im Dienste meines Vaterlandes und der Menschheit eine gefahrvolle Sendung anzutreten, kann ich nicht mehr schweigen. Ich möchte nicht mit einer Lüge aus der Welt gehen, die, so reiner Quelle sie entsprungen war, meinen armen Oheim noch in den letzten Tagen seines nun geschlossenen Lebenslaufs gepeinigt. In ihrer Erinnerung hatten Sie mich längst begraben — vielleicht schauen Sie fremd und kalt auf diese Zeilen der vom Tode Erstandenen. Ich will mich darein ergeben — ich werde nicht suchen, Sie wiederzusehen, auch wenn ich glücklich zurückkehre von der Aufgabe, die ich mir selbst gestellt. Sollten Sie aber auch der Todten dieselbe Zuneigung bewahrt haben, die Sie einst der Lebenden geschenkt, und sollten die Zungen der Verleumdung verstummt sein, welche Sie damals verfolgten, dann kommen Sie wol einmal nach dem Ende dieses Krieges und sehen sich dasselbe Schloß Tarn an, das Ihnen Ihre Freundin so oft beschrieben.

Angelika."

Der Professor ließ die Hand mit dem Briefe sinken.

„Diese Zeilen rufen auch in mir die Erinnerung an die hohe schlanke Dame wieder wach, welche manchmal so freundlich meine Unterrichtsstunden unterbrach, um ihren jüngeren Bruder zu einem Spaziergange aufzufordern. Der arme Hauslehrer hat das herrliche Frauenbild schon damals bewundert, und es freut mich.“

„Sagen Sie nichts von Freude und ähnlichem, während mein Herz von der fürchterlichsten Angst gefoltert wird,“ unterbrach der Landamman nund legte seine Hand auf den Arm des Professors. „Denken Sie sich das zarte Wesen allen Unbilden des Krieges ausgesetzt, in den giftigen Miasmen der Spitäler unter dem Einfluß all der Schrecken, die eine männliche Seele kaum ertragen kann. Aber ich Thor,“ setzte der Landammann mit egoistischem Zorne hinzu, „ich war selbst die Schuld, daß Angelika nicht schon seit zehn Jahren mein Weib ist — ein moderner Cato, wollte ich die Verleumdung zum Schweigen bringen, daß ich um eines Weibes willen dem Priesterstande entsagt, während ich sie doch erst Wochenlang nach jenem Schritte kennen gelernt. Ich wollte meinen Verfolgern und dem urtheilslosen Pöbel, der ihnen das Ohr lieh, be-

weisen, daß mich die reinsten, selbstlosesten Motive veranlaßten, meine Priesterwürde niederzulegen. Und Angelika, die den Kampf in mir sah — war eines Tages, als ich sie wieder wie gewöhnlich besuchen wollte, um sie mit meinen wahnsinnigen Zweifeln zu quälen, mit ihrem Onkel abgereist. Ich schrieb, ich beschwor sie, mich nicht zu verlassen; sie antwortete mir, daß unsere Vereinigung mich höchst unglücklich machen müsse, da ich darin immer die Ursache der Mißgunst meiner Mitbürger erblicken würde. Ich wollte meine Vaterstadt verlassen und mit ihr gehen, wohin sie wollte, ich zeigte den Tag meiner Ankunft in Tarn an, da erhielt ich, am Tage bevor ich abreisen wollte, aus Südfrankreich von ihrem Onkel die Nachricht, Angelika sei todt."

Eine Zeitlang saß der Landammann in seine Erinnerungen versunken da, das Gesicht mit den Händen bedeckend, als wollte er jeden Strahl der Gegenwart von seinen müden Augen wehren. Da bewiesen einzelne Pfiffe und drohendes Gemurmel, daß sich neue Volkshaufen vor dem Regierungsgebäude angesammelt. Der Landammann ließ die Hände von seinem Antlitz sinken und sagte mit einem Lächeln schmerzlicher Verachtung:

„Begreifen Sie nun, Herr Professor, daß das

Geheul dieses Pöbels, dem ich vor zehn Jahren das Glück meines Lebens geopfert, mir nicht mehr bis ans Herz heranreicht?"

„Verzeihen Sie das Interesse, das mir diese Episode Ihres Lebens abgewinnt," begann der Professor nach einer Weile wieder. „Wo haben Sie die Gräfin kennen gelernt?"

„In der Kirche," sagte der Landammann, als sei es ihm angenehm, bei dem theuren Gegenstande zu verweilen — „in der Kirche, von deren Kanzel und Altar ich eben herabgestiegen war, mit dem Entschluß im Herzen, meinen bisherigen Glauben aufzugeben, dessen weihrauchduftiger Kultus, dessen halbdunkle Dome mit ihren glühenden Lichtern, dessen gewohnte Aeußerlichkeiten mich jedoch immer noch anheimelten, wie den Erwachsenen die bunten Träume seiner Kindheit. Da sah ich sie zum ersten Mal. Sie stand neben dem Fenster, worauf der in Glas gemalte Heilige mit dem Schwerte ein Stück seines Purpurmantels für den Armen abtrennt; die Sonne schien auf diesen Purpurmantel und warf ihr dunkelroth gefärbtes Licht auf die hohe fremdartige Frauengestalt. Diese stand da und schaute empor zu den in schwindelnder Höhe sich vereinigenden Bogen, zu der vergoldeten Arbeit der Orgeln, zu den riesigen Kuppeln. Kein Sakristan

war in der Nähe, um der Fremden die Merkwürdigkeiten des Ortes zu zeigen, darum trat ich mit klopfendem Herzen auf sie zu und bot ihr meine Dienste an. Das Anerbieten wurde unbefangen und freundlich angenommen. Ich war damals noch jung, meine Erziehung und spätere Eigenschaft als katholischer Priester hatte mich von dem Umgang mit Frauen fern gehalten, ich glaubte der Dame, die sich meiner Führung anvertraut, daher keinen größeren Gefallen thun zu können, als wenn ich ihr meine ganze kunsthistorische und ästhetische Kenntniß zur Verfügung stellte.

„Wir gewannen Interesse aneinander, und es entspann sich ein Verkehr, den der Freiherr nicht hindern mochte. Ich kämpfte lange, ehe ich mich dem übermächtigen Gefühl hingab, das auch Angelika erwiderte. Doch ich war frei, hatte meinen priesterlichen Stand von mir geworfen, mein Gelübde lag hinter mir, dazu war ich von altpatrizischem Adel, meine Vorfahren sind denen des Freiherrn ebenbürtig. Es lag also kein Hinderniß von seiner Seite vor.

„Wir waren glücklich, sehr glücklich, trotz aller meiner Unruhe, die mein Schritt und meine unsichere Lebensstellung mit sich brachten. Aber schon schlich uns die Verleumdung nach auf den Pfaden, die wir

wandelten, und grinste aus den Furchen empor, die unser Kahn allabendlich über den stillen See zog. Ein Mann, der jetzt neben mir in der Regierung meines Kantons sitzt, war mein erster heftigster Verfolger, wie es jetzt mein eigener Schwager ist. — Ich habe Beiden verziehen."

„Noch ehe Sie wissen, ob beide Sie nicht in kurzem von Amt und Würden bringen werden?"

„Von Amt und Würden! Die Würde, an der mir allein etwas liegt, ist Angelikas Liebe — und daraus können die mich nicht vertreiben. Was das übrige betrifft — ich werde meine Pflicht thun und, wenn es sein muß, auf dem mir anvertrauten Platze fallen — aber alle diese Wühler mit ihren aufgestachelten Banden können mein Herz nicht zu schnelleren Schlägen zwingen. Das ist der Vortheil eines großen Glücks oder Unglücks, vorläufig weiß ich noch nicht, ist es das eine oder das andere."

„Wenn ich mich einiger Andeutungen Ihrer Frau Schwester recht entsinne, so ist Ihr einstiger Verfolger derselbe Landammann Mur, mit welchem Sie sich gegen Ihren Schwager vereinigen wollten und der jetzt mit den Radikalen Hand in Hand geht."

„Derselbe. — Einmal in meinem Leben wollte ich den Diplomaten spielen. Ich habe bereits halb be-

reut. Nur hatte mir die Koalition nahe gelegt, und ich sah darin ein Mittel, das in Trümmer gehende Hauswesen meiner Schwester und dieser ihren Mann zu retten. Der Freund, der Priester schien das einst Vorgefallene in Vergessenheit bringen zu wollen; ich hielt ihn für ein brauchbares Werkzeug zu einem guten Zweck — und er verrieth mich. Mögen sie siegen, es wird der Sieg eines Tages sein. Doch sehen wir, was es wieder gibt."

Die beiden Männer traten ans Fenster. Der Tumult schien sich wiederholen zu wollen. Ein widerwärtiges Geheul und Gepfeife tönte hinauf. Reichlich vertheilte Getränke mußten ihre Wirkung gethan haben.

„Sehen Sie dahinunter und fühlen Sie den Pulsschlag des Volks, von dem mein Schwager sich inspiriren läßt und den er heilig hält wie ein ewiges Gesetz."

Elftes Kapitel.

Das Jugendfest auf der Roseninsel.

Schon Wochen vorher hatten sich die angehenden Bürger und Bürgerinnen der Stadt auf ihr Fest gefreut und vorbereitet. Anneli und Kläreli befanden sich in einer leicht erklärlichen Aufregung, die sich natürlich auch Tante Hedwig mittheilte. Selbst Frau Berthas trübes Gesicht überflog ein Schimmer einstiger Zufriedenheit, als sie am Vorabende des Festes die weißen Kleidchen der Mädchen zurechtmachte.

Hedwig hatte mit großer Mühe eine Menge Alpenrosen, welche sie zum Schmuck der Kleinen für nothwendig hielt, frisch erhalten.

Nur der Nationalrath hatte keinen Blick für die ahnungsvolle Glückseligkeit eines Kinderherzens — stumm

und brütend saß er da, mit einem Gefühl eitlen Stolzes den immer höher schwellenden Wogen der Volksbewegung nachblickend, die er entfesselt hatte, und dennoch mit einem leisen Grauen sich bewußt, daß er sie nicht mehr bannen konnte.

Er war immer mehr in den Strudel der Bewegung hineingerissen worden. Das Parteigetriebe beherrschte ihn fortwährend und der berauschende Trunk der Popularität hielt ihn in dauernder Aufregung.

Nur manchmal, zu Hause im Kreise seiner stillen und traurigen Angehörigen fühlte sich der Nationalrath wol etwas wirr im Kopf und beängstigt im Herzen. Aber seine Freunde sorgten dafür, daß er nicht zur Ruhe kam. Auch in den Frieden der Familie verfolgten sie ihn, und es war jetzt an der Tagesordnung daß Wenggy drei-, viermal vom Essen aufgerufen wurde, um Programme zu redigiren, Aufrufe zu unterschreiben, Zeitungsartikel zu revidiren oder neu erfundene Zusatzparagraphen der Volksbank gut zu heißen, welche ihre pomphaften Reklamen bereits über die ganze Eidgenossenschaft verbreitet hatte.

Die Lage wurde immer heißer, die Bewegung immer wüster und die preußischen Siege in Böhmen gaben den drohenden Anträgen der waffenlustigen Massenführer neuen Vorwand.

Endlich kam der von so vielen, wenn auch aus den verschiedensten Gründen, heiß ersehnte Tag; die Sonne zog in ihrer ganzen strahlenden Glorie herauf über einen der schönsten Punkte schweizerischer Erde.

Schon früh am Morgen sah der Professor vom Fenster aus weißgekleidete Mädchen und festlich herausgeputzte Knaben; sie hatten vor lauter Freude die Versammlung ihrer Schulen nicht erwarten können, und freundliche Vorboten eines fröhlichen Tages flatterten sie an der Falkenburg vorüber. Endlich schlug auch für Anneli und Kläreli die Stunde, welche die Wünsche und Hoffnungen eines ganzen Jahres erfüllte, und von Mutter und Tante zur Gartenthüre geleitet, eilten die alpenrosengeschmückten Kinder auf den Versammlungsplatz.

Nach einiger Zeit sah man den ganzen Zug durch eine etwas tiefer liegende Straße ziehen — voran die männliche Jugend der Elementarschulen mit Nachbildungen der Hellebarden, Spießen und Morgensternen von Sempach und Morgarten versehen. Freilich waren sie nur von Blech, Holz oder Pappe, mit Gold- und Silberpapier überklebt, diese Erinnerungen an die Thaten der Vorfahren, aber an ihren Blumengewinden war manchmal noch die Hand der jungfräulichen

Schwester zu erkennen, die, kaum der Kindheit entwachsen, mit sehnsüchtigem Auge dem liebgewordenen Zuge nachsah.

Nach den Knaben kamen Mädchen in weißen Kleidern, Bouquets, Kränze und Blumenkörbe in der Hand, munter und plaudernd und den Eltern und Geschwistern zujubelnd, welche sie hie und da an den Fenstern oder unter den Zuschauern erblickten.

Auch Anneli und Kläreli hoben den mit Alpenrosen gefüllten Korb, den sie zwischen sich trugen, jubelnd in die Höhe, als sie Mutter und Tante im Garten und den Professor am Fenster erblickten.

Die Elementarschulen mit ihren Musikkorps, Hellebarden und Blumenkörben sind vorbei, Trommelwirbel ertönt, und im frischen militärischen Taktschritt kommen die Kadetten an. Mit ihren lichtblauen freundlichen Uniformen und den ernsten kriegerischen Gesichtern nahmen sich diese jungen Soldaten von zehn bis fünfzehn Jahren recht wacker aus und trugen ganz stramm ihre zierlichen Gewehre und Säbel.

Die Spitze des Zuges war bereits am See angelangt, wo mehrere Dampfboote die heitere Schaar aufnahmen, um sie an den Festort, die Wiesen und Haine der seeaufwärts liegenden Roseninsel, zu bringen. Endlich war alles eingeschifft, auch die Kadetten

waren auf Booten untergebracht, und lustig schwamm die kleine Flottille dahin, die Dampfboote von den Festkleidern der Kleinen gleich weißen Schwänen schimmernd und die Kähne in der Morgensonne glitzernd von den Bajonetten der Jugendwehr.

Und drüben auf der Landstraße, welche am Ufer nach der Roseninselbrücke führt, wälzte sich ein unabsehbarer schwarzer Zug von Menschen unheimlich vorwärts — es waren die Volksmassen, welche Wenggy und seine Freunde gegen die bestehende Verfassung und Regierung des Kantons aufgeboten und zur Roseninsel beschieden hatten.

Sinnend trat der Professor vom Fenster zurück und stieg die Treppe hinab, um in den Garten zu gelangen. Auf halbem Wege kam ihm Frau Bertha entgegen. Sie schien heiterer als in den letzten Tagen uud winkte dem Professor, daß er mit ihr in das Familienzimmer trete.

Sie waren allein. Der Nationalrath war bald nach den Kindern fortgegangen, und Hedwig stand im Garten und sah ihrer Gewohnheit gemäß hinab auf die grüne Wasserfläche.

„Mein Mann ist doch gut, Herr Professor,“ begann Frau Bertha, fast verlegen.

„Ich kann mich nicht erinnern, je das Gegentheil

behauptet zu haben, Frau Wenggy!" antwortete der Professor lächelnd.

„Aber ich", rief Frau Bertha, „ich habe mich manchmal hinreißen lassen, ihn zu hart zu beurtheilen — wie Sie mir gesagt haben, daß das Kind, die Hedwig, Heimweh habe nach dem alten Häuslein im Berner Oberland, so habe ich das meinem Mann gesagt, und der hat, ohne ein Wort zu sprechen, das Haus wieder gekauft und neu restauriren lassen und hat mich beauftragt, es beim heutigen Kinderfest dem Kind, der Hedwig, zum Geschenk zu machen. Das ist doch schön, das ist doch gut, daß er an das gedacht hat bei all dem Trubel, der jetzt um ihn herum ist — ich hab ihn auch herzlich lieb gehabt dafür, wenn ich mich auch des Gedankens nicht habe erwehren können, daß wir vielleicht alle zusammen einmal um das Häuslein froh sein könnten."

Frau Bertha wendete sich einen Moment ab, um ihre Thränen zu bemeistern. Der Professor glaubte sich tröstend vernehmen lassen zu müssen:

„Nun, so schlimm wird es wol nicht werden."

Frau Bertha nickte ernst mit dem Kopfe.

„Gewiß kommt es so weit, erinnern Sie sich an mich; ich seh' kein anderes Ziel, er hat sich zu weit

mit diesen Menschen eingelassen, als daß er noch zurück könnte. Er muß mit ihnen zu Grunde gehen . . ."

„Aber bis jetzt scheint mir doch, so sehr ich das grundsätzlich bedaure, die Agitation Ihres Herrn Gemahls und seiner Freunde siegreich zu sein. Und dann kommt Ihr Gemahl ans Ruder."

„Ich glaub's nimmer, es geht mein Lebtag nicht gut", erwiderte Frau Bertha traurig. „Mein armer guter Wenggy! — Aber ich will Ihnen nicht alleweil vorjammern, Herr Professor — ich wollte Ihnen blos sagen, daß mein Mann Sie bitten läßt, da er selber abgehalten ist, uns zum Kinderfest zu führen — auf der Roseninsel werd' er schon wieder mit uns zusammentreffen."

„Von Herzen gern!" rief der Professor freudig. „Ich selber wollte Sie bereits bitten, ob Sie mir nicht gestatten möchten, in Ihrer Gesellschaft dem schönen Feste beizuwohnen."

„Sie sind immer freundlich, Herr Professor! Und dann noch etwas. Sie wissen, oder wissen vielleicht nicht, daß ich der Hedwig nie etwas gesagt habe von dem, was Sie mir über ihren Gemüthszustand mitgetheilt haben . . ."

„Es waren ja auch nur Vermuthungen."

„Nein, es ist mehr gewesen, und wenn Hedwig

jetzt froher ist, so dank' ich das nur Ihrem Scharfblick, deshalb und weil ich, wie gesagt, nie mit dem Kind, der Hedwig, von der seligen Bäsi und dem Berner Oberland mehr geredet habe, möcht' ich Sie bitten, ihr heut, wenn Sie's am Kinderfest allein erwischen können, Mittheilung von dem Geschenke meines Mannes zu machen. Wollen Sie das thun?"

Des Professors Athem stockte vor Freude bei diesem Auftrag.

„Sie wissen das auch besser vorzubringen und können überhaupt viel gescheidter reden . . ."

„Das bezweifle ich in diesem Fall", murmelte der Professor. Dann fügte er mit niedergeschlagenen Augen hinzu:

„Wenn Sie es vorziehen, Frau Wenggy, daß ich Jungfer Hedwig die schöne Botschaft bringe . . ."

„Ja, ja, Sie und niemand anders muß ihr das sagen!"

Der Professor glaubte auf dem Angesichte der Frau Bertha einen fast unmerklichen Zug von Schalkhaftigkeit zu entdecken. Er sah ihr voll und forschend ins Gesicht. Das schalkhafte Lächeln machte dem freundlichen Ausdruck vollen aufrichtigen Verständnisses Platz.

Der Professor faßte gerührt die Hand der Frau und wollte sie an die Lippen führen. Frau Bertha

wehrte das ohne Ziererei ab und gab ihm einen herzlichen Händedruck, und ihre großen milden Augen glänzten, und wenn auch ihre Lippen geschlossen blieben, der Professor verstand den Segensspruch, den das Herz der Schwester sprach.

Man kleidete sich an und ging. Die Frauen hatten, wie es üblich war, ihren besten Sonntagsstaat angezogen, Frau Bertha trotz des etwas heißen Tages ihr altes kostbares Brautkleid aus schwerer Seide, das noch sehr gut erhalten war, an dessen Nähten jedoch der Beobachter solcher Kleinigkeiten mehrfache Versuche entdeckt haben würde, mit der nicht mehr zwanzigjährigen Taille der Frau Bertha gleichen Schritt zu halten. Darüber prangte, ebenfalls ein Andenken jenes glücklichen Tages ihrer Verbindung mit Friedrich Wenggy, ein weißer in den Ecken mit weißseidenen Laubgewinden gestickter Kaschmirshawl, und ein großer gelber Strohhut mit breitem Rande, wie sie zu jeder Zeit sich in der Schweiz erhalten haben, vollendete den stattlichen Anzug.

Auch Hedwigs sanftes Gesichtchen war von einem dem der Schwester ähnlichen Strohhute beschattet, sie hatte, da sie über ein Brautkleid nicht verfügen konnte, der Jahreszeit angemessener die zarten Glieder in ein helles duftiges Sommerkleid gehüllt, aus dessen

Aermeln, Falbeln und Spitzen ihre Arme wie aus einer weißen Wolke hervortauchten. Das Muster des Kleides, roth auf weißem Grunde, hatte vielleicht aus Zufall einige Aehnlichkeit mit dem Alpenrosenputz ihrer kleinen Nichten.

Der Professor endlich hatte, wie er es beim Nationalrath gesehen, eine schwarze Kleidung aus dem Koffer geholt, die Falten mit Bürste und Wasser nothdürftig entfernt und mußte sich vor dem Spiegel gestehen, daß er ein ziemlich stattliches Aussehen habe, daß vorzüglich der lange in breiten Wellen auf tadellose Brustfalten herabfließende Bart ihm sehr gut lasse — nebenbei besaß dieser Bart die schätzenswerthe Eigenschaft, eine etwas schadhafte Kravatte zu bedecken — nur zwei Dinge waren irreparabel — Handschuhe und der mangelnde schwarze Cylinderhut, den der Professor, wie er geglaubt, als überflüssig in der Republik, seinen Häschern als Beute zurückgelassen hatte. Der Professor beschloß, aus der Noth ein Prinzip zu machen, die häßliche Kopfbedeckung nun auch künftig zu perhorresziren, und dafür vielleicht jährlich seiner Frau . . .

Des Professors Gedankengang stockte. Einmal dachte er daran, daß es mit dem Sturz des Regierungsrathes wohl auch mit seiner Anstellung zu Ende

sein werde, und dann stand er, eben den letzten Buckel aus seinem Kalabreser entfernend, vor Hedwig, welche er bisher nur in einfachem Hauskleide gesehen hatte und deren durch den duftigen Anzug noch mehr hervorgehobene Anmuth ihn einen Moment lang geradezu blendete.

Die beiden jungen Leute blieben einander einen Augenblick stumm gegenüber — da kam Frau Bertha herbei.

„Aber, Herr Professor!" rief sie lachend, „den wüsten Hut wollen Sie aufsetzen zum Fest!"

Diese Anfrage trieb dem Professor das Blut in die Wangen, wie es noch kein Examen vermocht hatte.

„Ich bedaure, Frau Wenggy, ich habe keinen anderen und trage auch nie andere Hüte —"

Der Mann, welcher Amt, Brot und Heimat verlassen, weil er die Wahrheit, die er wußte, nicht hatte verschweigen können, der die einflußreichste Stellung zurückgewiesen hätte, wenn sie nur durch eine Lüge zu erreichen war — er sagte die Unwahrheit wegen eines alten Hutes.

Frau Bertha mochte so etwas fühlen, man sah es ihr an, daß ihr die Bemerkung augenblicklich leid

that und sie setzte hinzu: „Ist ja gleich! Und schwarz ist ist er ja auch!"

Aber der Professor hinwiederum machte sich Vorwürfe über seine Charakterlosigkeit, seine leicht erregbare Phantasie malte ihm vor, wie die zartfühlende Hedwig seine Schwäche bemerkt haben und ihn darum verachten müsse.

Und in der That, Hedwig schaute ihn nicht ein einziges Mal mehr an auf dem ganzen Wege zum Landungsplatz, wo die drei schweigsamen Menschen ein Boot bestiegen, da der Dampfer einige Sekunden vor ihrer Ankunft weggefahren war. Der Professor als Mann von Welt war den Damen beim Einsteigen in den Kahn behilflich — auch da glaubte er zu bemerken, daß Hedwig zurückzuckte bei der Berührung seiner Hand, und während der Fahrt schaute sie starr am Rande des Bootes nieder, wie die nach vorn gekrümmten Ruderschaufeln das grüne Wasser aufwirbelten in regelmäßigen Schlägen. Mit jedem Ruck des Bootes beugte sich die zarte Gestalt etwas nach vorn über, und die Locken hingen dann in das blasse, von dem großen Strohhut beschattete Gesicht.

Des Professors Haupt war auf die Brust gesunken, und mürrisch grübelte er dem Räthsel nach, wie ein Wesen mit der tiefsten Naturempfindung und der

reinsten Ursprünglichkeit ihn geringer achten könne — wegen eines schlechten Hutes.

Wie ein ins Wasser gesenkter dunkelgrüner Blätterkranz, nur wenig über dessen Fläche erhaben, erschien jetzt an einer Biegung des Seegestades das buschige Ufer der Roseninsel.

Hinter ihr sah man noch einen Streifen See, dann das dunklere Grün des Gestades und, wol eine halbe Stunde vom Ufer entfernt, Gebäude und Glockenthurm eines zierlichen Dorfs. Hinter ihm schwollen die grünen Vorberge an, und dahinten weit in duftiger Ferne stolz in ihrer dunkelblauen Färbung erhoben sich die Firnhäupter des Oberlandes.

Und wenn man rückwärts sah, breitete sich die prächtige Stadt an beiden Ufern aus mit ihren rothen freundlichen Ziegeldächern, ihren Anlagen und Springbrunnen, Kirchen und Schulen, und dann erstreckte sich ein weiter blüthenreicher Gau bis an den Horizont, der von einem leichten Nebel eingehüllt war wie vom Pulverdampf. Nach dort lag des Professors Vaterland — lag Deutschland.

Der Kahn fuhr knirrschend in den Ufersand der Insel. Und vor den Ankömmlingen auf dem frischen grünen Plane da flatterte und flog es von weißen Kleidchen und bunten Bändern; hier rief ein Trommel-

wirbel die jungen Kadetten zu einem Manöver zusammen, dort war ein großes Zelt aufgeschlagen, Musik ertönte daraus — dort versuchten sich die jungen Schönen der Stadt im Tanze.

Der allgemeine Jubel drang auch auf den Professor elektrisch ein, und Hedwig und Frau Bertha sahen aus, als ständen sie selbst noch in den glücklichsten Jahren ihrer Kindheit.

Eben wurden die Kadetten in Linie aufgestellt, die Pioniere räumten den Platz, die Trommler schlugen den Wirbel und an der Front hinunter gingen, von dem jugendlichen Kommandanten geleitet, ernst und mit entblößten Häuptern die Väter der Stadt, an ihrer Spitze Landammann Maxer. Er sah ruhig und glücklich aus.

Es war ein schönes Bild, wie alle diese zum Theil schon älteren Männer ihre Achtung und ihre Wünsche darbrachten vor der künftigen Streitbarkeit ihres Landes.

Hierauf ging's zum Manövriren im Feuer. Mit einem Hoch schwenkten die jugendlichen Kolonnen ab, und bald krachte es an allen Ecken und Enden. Die Plänkler feuerten hinter Hecken und Bäumen knieend oder am Boden liegend, manchmal mitten in die Zuschauermenge, und allgemeine Heiterkeit erregten die

Bajonettangriffe, welche in Sturmkolonne auf ein Heckendefilé ausgeführt wurden, das sich immer wieder mit Neugierigeu füllte. Noch belustigender wirkte es, als die junge Schaar in zwei Hälften getheilt gegen einander manövrirte und durch ihre raschen Wendungen und Angriffe die Zuschauer oft zwischen zwei Feuer brachte.

Rechts und links flüchtend und ausweichend hatte der Professor mit den beiden Frauen endlich halbtaub die große Restaurationshalle erreicht. Das Treiben hier, die aufgeregt in den Gängen hin- und herwogenden Menschenmassen, die Trinker an den Tischen mit den wildesten politischen Leidenschaften in Miene und Geberden, schreiend und gestikulirend, — ein Redner auf der Tribüne, der mit blaurothem Gesicht und stampfenden Füßen seinen Worten vergeblich Gehör zu verschaffen suchte — das alles bildete einen düstern Gegensatz zu dem harmlosen Treiben auf der andern Seite der Insel, von welcher das Schießen und die Musik manchmal siegreich herüberdrang.

Rathlos stand der Professor mit den beiden Frauen am Eingang der Halle. Hier sollten sie den Nationalrath suchen und finden. Dieser hatte seine Angehörigen bereits erblickt und kam, sich durch die Massen drängend, näher. Jeder rief ihn an und wollte mit

ihm reden: „Wenggy! Nationalrath! Gerichtsschreiber! Freund! Friedrich! Kantonsrath!“ mit allen seinen Namen und Titeln wurde der gefeierte Mann gerufen, aber er wußte recht wol, daß er vor einer Stunde nicht wegkäme, wenn er nur einem Gehör gebe. Nach rechts und links grüßend und lächelnd, drängte er sich also durch und gelangte zu den Seinigen, denen er herzlich die Hand schüttelte.

„Jetzt wollen wir einmal nach unsern Kindern sehen, die Menschen hier bringen mich um noch ehe die Versammlung angefangen hat. In einer Stunde soll ich meine Rede halten und bin schon vom Antworten auf alle Fragen so heiser, daß ich kaum ein lautes Wort sprechen kann. Kommt, wir wollen die Kinder aufsuchen.“

Bereits hatte sich ein Menschenknäuel um die kleine Gruppe gebildet. Der Nationalrath gab seiner Frau den Arm und wandte sich nach dem Professor um.

„Der Dienst der Freiheit ist ein harter Dienst“, sagte er lächelnd; „geben Sie doch meiner sanften Hedwig den Arm, sonst geht sie schutzlos in diesem Gedränge verloren.“

Rasch gingen die beiden Paare nach dem Tanzplatz, wo man die Kinder vermuthete.

„Das kleine Volk fängt früh an", hörte der Professor Frau Bertha zu ihrem Manne sagen. „Ich habe früher sehr wenig, und Hedwig hat noch nie getanzt", lachte sie, „und ich habe doch einen Mann bekommen . . ."

Sie stockte und sah sich lächelnd nach Hedwig und dem Professor um, als wollte sie sagen: die zwei haben sich auch nicht auf dem Tanzplatz gefunden.

Der Professor und Hedwig gingen stumm neben einander her. Sie hatte ihre schmale Hand leicht auf seinen Arm gelegt, und es kam ihm manchmal vor, als ob diese Hand zittere. Ihr Gesichtchen hielt sie fortwährend wie sinnend gesenkt, und der breite Rand des Hutes beschattete es fast bis zum Kinn.

Im Tanzsalon fanden sie die beiden jungen Mädchen nicht. Wahrscheinlich betrachteten sich die beiden Kleinen das Kadettenmanöver, dessen Feuer an Lebhaftigkeit immer zunahm.

Man ging also dorthin und drängte sich zwischen die Zuschauer. Da ertönte das Hurrah der jugendlichen Stürmer — mit Gekreisch, Geschrei und Gelächter trennte sich die Menge — Hedwig und der Professor waren weitab von dem Nationalrath und seiner Frau gedrängt.

Da ertönte hinter Hedwig und dem Professor aufs neue Trommelwirbel und Schießen. Hedwigs Arm zitterte heftig. Ihr Begleiter konnte nichts anderes annehmen, als daß sie das Schießen angreife. Er flüchtete daher rasch mit ihr in einen Seitengang, dessen dichte Umlaubung ein Nachdringen der jungen Soldaten unmöglich machte.

„Ein eigenthümliches Loos für einen Lehrer, wenn er vor seinen eigenen Schülern Reißaus nehmen muß, denn die meisten der jungen Leute, welche eben so tapfer auf uns geschossen, werden wol in drei Tagen unter meinem Scepter stehen."

Hedwig antwortete nicht auf diesen Scherz ihres Begleiters, und wieder eine Weile gingen die beiden schweigend auf dem schattigen Wege dahin. Da streifte ein kühlerer Luftzug ihre Wangen, und der Weg hatte ein Ende — sie standen am Ufer, wo an Bäume gebunden ein paar buntbemalte Kähne schaukelten, deren an der Spitze angebrachte Flaggen in den eidgenössischen und Kantonsfarben hie und da bei einer Bewegung der Bote sich tief in die grünen überhängenden Aeste vergruben.

Der mit dem Pflanzenduft sich mischende frische Geruch des Sees drang wonnig auf sie ein, einzelne Lichtflecken, welche die Sonne durch das Laub fallen ließ,

schwankten auf dem hellen Sande, und mit melodischem Plätschern spielte der See an dem Kiel der schaukelnden Kähne.

Der Professor stand allein . . . ganz allein mit Hedwig, abgeschlossen von aller Welt und ihrem Geräusch, allein mit Hedwig und seiner Liebe.

Ja, es war nichts mehr zu deuteln und zu zweifeln daran, er liebte sie — er hatte es erkannt an dem jubelnden Pochen seines Herzens, als ihm der Auftrag wurde, ihr das Geschenk der Schwester zu bringen, an dem brennenden Schmerz in seiner Brust, als er glaubte, sich vor ihr lächerlich gemacht zu haben. Und jetzt — es kam ihm vor, als stehe er vor einem Tribunal, das über mehr als Leben und Tod zu entscheiden habe.

„Jungfrau Hedwig!“

Hedwig hatte vor sich niedergeblickt auf die Sonnenlichter, welche zu tanzen begonnen hatten, als ein Windhauch die Bäume bewegte — jetzt blickte sie scheu und zerstreut, wie aus tiefem Traume geweckt, um sich.

„Wir müssen den Schwager und die Schwester suchen —“ sagte sie fast unhörbar.

„Nur einen Augenblick“, bat der Professor und faßte ihre Hand, die noch immer leise fröstelte.

„Ich habe mich eines Auftrages Ihrer Schwester zu entledigen.“

„An mich?“

„An Sie. Das Häuslein im Berner Oberlande, die Stätte Ihrer glücklichen Kinderzeit — Sie wissen, daß Sie mir einmal davon erzählten — ist vom Nationalrath wieder gekauft und hergestellt worden, und Ihre Schwester macht es Ihnen hiermit zum Geschenk.“

Hedwig sah den Professor an, als verstehe sie ihn nicht recht.

„Das Häuslein im Rinnbachthal, mit dem Gärtchen und dem Grabe der Bäsi? Das ist ja nicht möglich.“

„Es ist so. Ihre Schwester beauftragt mich, es Ihnen hiemit in aller Form als Eigenthum zu übergeben. Die Kaufsurkunde ist auf Ihren Namen ausgestellt.“

Hedwig sah kopfschüttelnd vor sich nieder.

„Und wie kommt denn der Schwager auf einmal dazu, das Häuslein zu kaufen uud herrichten zu lassen, das er doch damals nach der Bäsi Tode verkauft hat?“

„Vielleicht dachte er, daß Sie Sehnsucht darnach hätten, und wollte Ihnen, so ungern er Sie entbehrt,

die Möglichkeit verschaffen, sich, wann es Ihnen beliebt, dahin zurückzuziehen —"

„O, das ist gut, das ist herrlich — aber wie kommt der Schwager, der so viel im Kopfe hat, auf solche Gedanken? Und die Schwester, die immer so traurig ist!"

Hedwig hob das von strahlender Röthe übergossene Antlitz und faßte die Hand des Professors.

„Das sind Sie — Sie haben's der Schwester gesagt am andern Tage, nachdem Sie mir so ins Herz geschaut haben wie noch kein Mensch; da sind die Alpenrosen auf meinem Stübli gestanden, und seit der Zeit sind alle ganz anders gewesen mit mir, und ich bin auch anders geworden, ich fühl's, und daran sind nur Sie Schuld — nur Sie, Herr Professor!"

Dieser schaute selig herab auf das freudig erregt zu ihm aufblickende Mädchengesicht.

„Ich habe mir selber damit wol den übelsten Dienst erwiesen, denn Sie werden jetzt die meiste Zeit in dem geliebten Thale zubringen, und mich fesselt meine Pflicht hier . . ."

Hedwig schüttelte ernst den Kopf.

„Ich habe eine große Freude, daß mein Schwager das Häuslein wieder erworben hat, das er schon aus Liebe zur seligen Bäsi nie hätte verkaufen sollen —

aber die Sehnsucht darnach hab' ich verloren. Ich bleibe hier."

Des Professors Herz schlug zum Zerspringen. Noch immer hielt er des Mädchens Hand, die sie ihm nicht entzog.

„Und warum wollen Sie nicht mehr fort, Hedwig?"

Das Naturkind sah ihm offen und treuherzig ins Gesicht.

„Weil Sie hier sind — Herr Professor!"

Doch allsogleich, als wenn die Schwere ihres Geständnisses sie tief erschrecke, ward ihr Gesicht wie mit Blut übergossen, sie riß ihre Hand los und wollte fliehen.

Der Professor versperrte ihr mit ausgebreiteten Armen den Weg. Sie blieb verschüchtert stehen.

„Wollen Sie mein Weib werden, Hedwig?"

Hedwig weinte. Der Professor küßte ihr die Thränen vom bleichen Gesicht, bis sie wieder lächelte:

„Seit Sie bei uns sind, lebe ich ja erst", sagte sie, als sie Arm in Arm nach dem Festplatze zurückgingen.

Die Kadetten waren abmarschirt; alles umdrängte jetzt die große Halle, wo eben ein Redner die Tribüne bestieg.

„Mein Bruder!“ sagte Hedwig. „Er hält die Jugendfestrede.“

Die beiden jungen Leute blieben stehen. Von Frau Bertha und ihrem Mann war ohnedem weit und breit nichts zu sehen.

Schon die Absicht des Landammanns, eine Rede zu halten, so sehr er als Vorstand des Erziehungsdepartements bei dieser Gelegenheit auch dazu verpflichtet war, brachte ein unruhiges Gemurmel unter der Menge hervor, und der Professor wollte Hedwig wegführen.

„Ich möchte meinen Bruder reden hören!“ sagte Hedwig; ihr Blick bat den Geliebten, zu bleiben.

Unbeirrt von dem Grollen der Massen unter ihm stieg der Landammann aufwärts zur Tribüne. Jetzt war er oben angelangt, und sein edles Gesicht schaute ruhig herab auf die unruhige Versammlung. Die Hände stützte er auf die Brüstung.

„Handschuhe ab! Wenn man zum Volke spricht, braucht man keine Handschuhe!“ rief es.

Der Landammann beachtete diese Unterbrechung nicht, und seine sonore Stimme schwebte mächtig über der Versammlung.

„Schweizer!“ rief er. „Wir feiern heute den Tag des heranwachsenden Geschlechts! Es ist ein Ehrentag

für uns, denn die Tugend eines Volkes wird immer zuerst nach der Fürsorge bemessen werden, die es für seine Jugend trifft . . .“

So weit hatte der Landammann gesprochen, so lange hatte sein mächtiges Organ die immer wachsende Unruhe zu dämmen vermocht.

Jetzt aber, wie auf ein gegebenes Signal, erhob sich ein tausendstimmiger Tumult; zwischen dem Gestampfe der Füße, dem Pfeifen, Heulen und Zischen konnte man hie und da die Rufe vernehmen:

„Herunter mit ihm! Wenggy! Wenggy! Herunter mit dem Regierungsrath! Runter, abtrünniger Pfaff!“

Mehrmals suchte Mayer sich verständlich zu machen, mit eiserner Ruhe schaute er herab auf die stürmischen Menschenwogen da unten, ein ruhiges Lächeln der Verachtung zog über seine ernsten Züge. Endlich, nachdem er wohl fünf Minuten lang gewartet, ob nicht wieder Stille einträte, stieg er mit erhobenem Haupte langsam Stufe für Stufe von der Tribüne herab.

Der Professor, tief erregt, schaute auf Hedwig, welche bestürzt neben ihm stand. Aufs neue ertönte von allen Seiten:

„Wenggy! Wenggy! Der Nationalrath auf die Tribüne! Wenggy!“

„Jetzt, nach der groben Beleidigung, die der Pöbel seinem Schwager angethan, darf Wenggy die Tribüne nicht betreten!“ rief der Professor. Hedwig schwieg verwirrt, sie vermochte es nicht über sich, sich so rasch wieder in die Außenwelt hineinzuleben und starrte auf die Tribüne, und die sie umbrausenden Volksmassen wie auf ein unverstandenes Schauspiel.

„Wenggy!“ Wenggy!“

Der Nationalrath mochte ähnliche Zweifel gegen die Thunlichkeit des Verlangens haben, wie sie der Professor eben ausgedrückt. Aber endlich erschien seine Gestalt über der Menge auf den Stufen der Bühne. Eifrig in ihn hinein redend, folgten ihm das düstere Gesicht des Postdirektors und der spitze Kopf Sauters auf die ersten Treppenabsätze. Dort blieben sie stehen, die Menge überschauend und ihren Freund und Führer gleichsam sekundirend. Wenggy stieg allein zur Rednerbühne empor. Sein Gang war langsam und schleppend, im Gegensatz zur marmornen Ruhe seines Schwagers waren seine Züge heftig erregt.

Der Professor blickte düster vor sich hin. Das durfte der Nationalrath nicht thun, und wenn ihm der Landammann das bitterste Leid zugefügt hatte.

Wenggy fing zu reden an. Seine Stimme klang tonlos und die Sätze waren mit einer gewissen erregten Kurzathmigkeit rauh abgestoßen.

„Mitbürger! Eidgenossen! Schwer wird es mir, gerade jetzt Eurem Rufe zu folgen, aber vor dem Wunsche des Volkes müssen alle andern Rücksichten schweigen.“

„Bravo, Wenggy! Hoch, Wenggy!“ ertönte es aus der Menge.

„Daß Ihr den Herrn Landammann nicht angehört habt, ist hart, aber es ist gerecht. Es ist die Verurtheilung nicht der Person, sondern des Systems, nicht nur der lahmen Kantonsregierung, sondern der ganzen altersschwachen Bundesverfassung. Es klingt wie ein Hohn, wenn man uns jetzt, wo der Feind an die Thore der Republik klopft, wo jede folgende Schlacht unsere Neutralität und Selbstständigkeit mehr in Frage stellt, wo wir nicht wissen, ob an den Brutstätten der modernen Gewaltpolitik nicht der Pakt schon unterzeichnet ist, der unser freies glückliches Land zerreißt wie das unglückliche Polen, wenn da, sage ich, die Väter des Kantons nichts Besseres zu thun haben, als Kinderfeste zu veranstalten und uns von den Grundsätzen einer guten Kindererziehung und den Vortheilen einer sorgfältigen Schulbildung zu unterhalten.“

Neuer Beifallssturm ertönte. Der Professor knirschte vor Zorn: „Wie unredlich!" murmelte er. Hedwig sah ihm schmerzlich bewegt in das glühende Antlitz.

„Eidgenossen!" begann der Nationalrath wieder, sichtlich gehoben durch den Beifall der Menge: „Da die von Euch erwählten Beamten ihre Pflicht verabsäumen, so muß das Volk sich selber vor der Ueberrumpelung durch die Pickelhauben sicher stellen. Darum laßt uns unsere Angelegenheiten selber in die Hand nehmen und nicht müde werden, uns zu rüsten zum Schutze des Vaterlandes."

Der Redner ging jetzt auf Einzelforderungen ein. Der Beifall der Menge verschlang fast den Zusammenhang seiner Rede. Einzelne Schlagworte des Redners klangen aus dem Lärm hervor: „Verfassungsrevision .. Läuterungsprozeß ... Fäulniß im Innern ... Feind von außen ... souveränes Volk ...," jedesmal von einer neuen Beifallssalve zugedeckt.

„Und wenn unser Kanton", schloß Wenggy endlich, „frisch am Werk ist, werden die übrigen folgen, und Ihr, die Ihr hier versammelt seid, werdet den Anstoß gegeben haben zu neuem Leben im Vaterlande, vielleicht zur Rettung der Eidgenossenschaft."

Stürmischer, anhaltender Beifall belohnte den Redner, der rasch von der Bühne verschwand. Der

Professor sah noch, wie seine Freunde ihn am Fuße der Treppe empfingen und beglückwünschten.

Der Professor war bleich vor Aufregung. Hedwig betrachtete ihn erstaunt.

„Hedwig!“ sagte der Professor, „könnten Sie den Mann, der wüßte, daß Ihr Schwager wissentlich oder unwissentlich so eben die Unwahrheit gesprochen, und der dazu feige stillschwiege, könnten Sie den Mann achten und lieben?“

Hedwig sah ihm fast erschreckt in die vom Taumel eines plötzlichen Entschlusses glänzenden Augen.

„Wie ich Wenggy kenne, sagt er nur das, was er für Wahrheit hält. Jeder, der ein Herz hat, muß für das einstehen, was er glaubt. Das hat mich auch immer mit solcher Bewunderung vor meinem Schwager erfüllt, sein Muth und seine Aufopferung. Und wer sich aufopfern kann, von dem hat man das Recht zu verlangen, daß er es thut. Es wird das wol so sein müssen.“

„Und wenn ich nun thäte, was ich muß, und dort hinaufstiege, wo eben Ihr Schwager gestanden, und ihm sagte, daß er sich geirrt habe, hättest Du mich noch lieb, Hedwig?“

Hedwig erwiderte sanft den heißen Druck seiner Finger.

„Ich habe Dich immer lieb, und was Du thust, muß schon recht sein.“

Sie standen ziemlich geschützt außerhalb des Gedränges; einen Moment darauf war der Professor in der Menge verschwunden.

Hedwig blieb stehen in jenem traumhaften Zustande, der ihr so oft eigen. Da zuckte sie zusammen, ein Gemurmel der Ueberraschung entstand; der schöne bärtige Kopf des Professors erschien auf der Bühne.

„Wer ist das? Was will der?“

„Das ist der neue deutsche Professor an der Kantonsschule!“ rief eine dünne Stimme und der Professor sah unter sich das höhnische Gesicht des Weibels.

„Schweizer!“ begann der Professor mit einer Stimme, deren Metall und Ausdruck die Gewohnheit öffentlicher Rede zeigte. „Ich habe ein Recht, zu Euch zu sprechen an diesem Tage, denn ich bin von Eurer Regierung zum Lehrer Eurer Jugend aufgestellt.“

„Schweizerdeutsch, nicht Schwabendeutsch!“ schallte es aus der Menge.

„Ich spreche das Deutsch, das ich auch Euren Söhnen lehren werde!“ beantwortete der Professor die Unterbrechung. „Nur wenige Worte will ich sagen.

Ich mische mich nicht in Eure Angelegenheiten. Wenn Euch aber jemand einreden will, daß der Schweiz von meinem deutschen Vaterlande Gefahr drohe, so antworte ich, daß das der Wahrheit zuwider, daß das ein unlauteres Parteimanöver ist. Entweder der Mann irrt sich aus Unkenntniß oder er lügt!"

Der Professor hatte das letzte Wort mit lauter Stimme hinausgestoßen. Der Sturm, der darauf folgte, war furchtbar, Das minutenlange Toben und Heulen löste sich endlich in den vielstimmigen Ruf: „Herunter mit dem Preußen! Nieder mit dem Spion!"

Der Professor sah herab auf die wild sich umherwälzende Menge, in diese tausend zornglühenden Gesichter, diese hundert nach ihm emporgehobenen Fäuste, und blieb — jetzt durfte er nicht weichen.

Da hörte er auf der Treppe Schritte. Der Postdirektor stand mit seinem häßlichsten Lächeln hinter ihm:

„Das Kommittee der Volksversammlung ersucht Sie, die Rednerbühne zu verlassen, die überhaupt ohne Meldung des Kommittees nicht bestiegen werden darf."

Ein Stein, aus der Zuschauermenge geschleudert, prallte an die Brüstung der Rednerbühne.

„Da sehen Sie den Beifall, den Ihre internati-

onalen Vorträge gefunden, Herr Professor!" höhnte Kleinert.

Der Professor sah verächtlich in das gallichte Gesicht des Wühlers.

„Die erbärmlichsten Schmeichler sind diejenigen, welche dem Volke schmeicheln . . ."

Mit diesen Worten verließ der Professor die Rednerbühne.

Mit nichts weniger als schmeichelhaften Zurufen beehrt, ging er rasch nach dem Platze, wo er vor einigen Minuten die Geliebte verlassen. Sie war verschwunden. Am Landungsplatze glaubte er eben zwei weibliche Gestalten zu sehen, welche das Dampfboot bestiegen, Frau Bertha und Hedwig sehr ähnlich waren, und zwei weißgekleidete Kinder bei sich hatten; der schwarzgekleidete Mann, der sie begleitete, blieb am Ufer stehen, während der Dampfer abfuhr, sah ihm lange nach und kehrte dann nachdenklich zurück.

Es war der Nationalrath. Als der Professor näher kam, sah Wenggy auf, machte dann eine Wendung zur Seite und verschwand in der Menge. Der Professor folgte ihm nicht. Der Nationalrath mußte ihn wol gesehen haben.

Der Professor ging nochmals an den Ort, wo er Hedwig in seinen Armen gehalten — ihm war so öde, so todesruhig im Herzen, wie einem Manne, der einen

Augenblick einen unermeßlichen Schatz besessen und wieder verloren hatte. Und doch hatte er Recht gethan! Ja, Recht — aber warum fehlte ihm dann der Enthusiasmus, die Opferfreudigkeit der That? Als er nach Hause fuhr, malte der Abend bereits seine purpurnen und violetten Tinten an den Himmel, und der Professor kam sich vor, als sei er tausendmal ärmer als vor wenigen Wochen, da er zum ersten Male der weißglänzenden Stadt entgegengefahren.

Zwölftes Kapitel

Verschmäht.

Professor Hermann erwachte nach unruhigem Schlummer mit jenem dumpfen, schweren Gefühl in Kopf und Herzen, wie es das halbe Bewußtsein, daß man vor einer unangenehmen Entscheidung stehe, zu erzeugen pflegt.

Er trat zum Fenster, aber auch der Himmel hatte sich grau umzogen, und ein dichter Nebel, der sich auf den See gesenkt hatte, gestattete nicht, das gegenüberliegende Ufer zu sehen. Nur undeutlich erkannte man in den dunklen Rauchwolken, die über den See hinzogen, den Weg, den die Dampfer nahmen, sie selbst sah man nicht. Ein gleiches Loos theilte die Stadt, von der nur einzelne besonders hohe Dächer und Kirchthürme über den Nebel hervorragten.

„Düster und umwölkt da draußen, wie da drinnen!“ murmelte der Professor und legte die Hand auf das gepreßte Herz. Doch sogleich ermannte er sich wieder und blickte fast überrascht ob der eigenen Stimmung um sich. Hatte er denn eigentlich Grund, traurig zu sein? Hatte ihm nicht sein Glück binnen wenigen Tagen eine sorgenfreie Stellung gegeben, seine kühnsten Träume erfüllt, indem sie ihm das Weib in die Arme führte, das er liebte?

„Aber Wenggy!“ Das Gesicht des Professors wurde sehr traurig. Er hatte seinen Gastfreund tief verletzt, er hatte es gestern bemerkt, als er ihm auf der Wiese begegnete, er hatte es bemerkt an den halb scheuen Blicken Annelis und Klärelis, welche ihn schweigend in sein Zimmer geleiteten, als er nach Hause kam.

Er hatte den Abend keinen Versuch mehr gemacht die Familie zu sehen. Am Morgen mußte sich ja alles erklären.

Am Morgen — der Morgen war da — aber di bange Schwere von Kopf und Brust wich nicht, so wenig wie die Nebel da draußen auf dem See.

Wenggy! Er war der Gekränkte! Zu ihm zuerst und ein offenes Wort! Wenggy, der die eigenen Ueberzeugungen, oder das, was er dafür hielt, über alles

stellte, konnte nicht unversöhnlich sein, wenn er dieselbe Offenheit bei andern fand, selbst wenn sich diese gegen ihn kehrte.

Der Professor stieg die Treppen hinab und pochte an der Thür von Wenggys Arbeitszimmer.

„Herein!“

Friedrich Wenggy war offenbar erstaunt und beengt durch den frühen Besuch. Seine Gutmüthigkeit ließ eine geradezu abweisende Haltung nicht zu und seine Bewegungen waren daher gezwungener und eckiger als je.

Er reichte dem Professor nicht die Hand, er lud ihn nicht zum Sitzen ein, aber er stand auf und erwartete unruhig und verlegen eine Anrede.

„Herr Nationalrath!“ begann der Professor. „Sie legen meinem gestrigen Auftreten vielleicht andere Beweggründe unter, als es in Wirklichkeit hatte. Ich komme, um Ihnen diesen Wahn zu benehmen, sollten Sie denselben hegen. Meine Worte entsprangen keineswegs der Absicht, Ihr öffentliches Ansehen zu schädigen, sondern nur einer augenblicklichen Aufwallung, als ich, gleichviel zu welchem Zweck, über mein Vaterland Anschauungen verbreiten hörte, die nicht die richtigen sind.“

Der Nationalrath lächelte bitter, zuckte die Achseln und rieb sich die Hände stärker.

„Ich habe kein Recht, Herr Professor, Sie nach den Gründen Ihrer Handlungen zu fragen, sie gehen mich durchaus nichts an. Sie haben keinerlei Rücksichten für mich zu nehmen und sind mir daher auch keine Aufklärung schuldig.“

„Wol habe ich Rücksichten auf Sie zu nehmen“, rief der Professor warm. „Sie haben den hilflosen Flüchtling wie ein Glied Ihrer Familie aufgenommen, ihm die Wege gezeigt, auf welchen er zu Brot und Stellung gelangt ist, mehr noch . . .“

Ueber das bleiche Gesicht des Nationalraths zuckte es hin und wieder.

„Und wenn es so wäre“, sagte er vorwurfsvoll, „wenn ich Ihnen wirklich zu nützen gesucht hätte, Herr Professor, war wirklich Ihr Vaterland durch meine Worte in Gefahr gerathen, und war es Pflicht von Ihnen, mich zu widerlegen?“

Der Professor sah zu Boden.

„Pflicht? das gerade nicht — durchaus nöthig auch nicht, aber ich hielt eben das, was gesagt wurde, für falsch, und das deutsche Lied nennt den einen Wicht, „der die Wahrheit kennet und saget sie nicht.“

„Nützlich war Ihre Rede blos für den Regierungs-

rath", fuhr Friedrich Wenggy bedeutsam lächelnd fort, „und dem sind Sie ja auch zu ganz besonderem Danke verpflichtet."

Professor Hermann erhob den Kopf, seine Augen blitzten.

„Herr Nationalrath! Sie scheinen zu glauben, daß ich mich zu einem Akt der Servilität gegen die Männer erniedrigt habe, die mich angestellt . . ."

Der Nationalrath lächelte wieder und zuckte die Achseln. „Wie gesagt, in derlei kitzlichen Fragen ist das eigene Bewußtsein der geeignetste Richter . . . Haben Sie mir noch etwas mitzutheilen, Herr Professor?"

„Ja", sagte Professor Hermann, und sein Gesicht hatte einen sehr kalten und stolzen Ausdruck, und seine Stimme klang frostig und entschieden. „Ich habe Ihnen noch für alle Wohlthaten zu danken, die ich in Ihrem Hause, das ich heute noch verlassen werde, empfangen habe. Vielleicht bietet sich trotz allem eine Gelegenheit, mich dankbar zu erweisen; sodann möchte ich Ihnen eine weitere Mittheiluug machen, die nicht den Nationalrath, sondern den Schwager und Familienvater betrifft."

Friedrich Wenggy wurde immer unruhiger, das Zucken in seinem Gesicht nahm an Heftigkeit zu.

„Um es kurz zu machen“, fuhr der Professor fort, „ich liebe Ihre Schwägerin Hedwig, und sie hat erklärt, mein Weib werden zu wollen. Ich weiß, daß Sie Vaterstelle an Hedwig vertreten haben, ich weiß, daß Hedwig Sie verehrt. Sie haben daher das erste Anrecht darauf, daß ich Sie um Hedwigs Hand bitte.“

Lange wartete der Professor auf Antwort, sein Herz schlug fieberhaft. Der Nationalrath schwieg noch immer, er hatte sich halb abgewendet und trommelte mit den Fingern an der Stuhllehne, die er umschlossen hielt. Der Professor sprach, er mußte reden, um seinen krampfhaft zusammengepreßten Herzmuskeln Erleichterung zu verschaffen.

„Hoffentlich sind politische Meinungsverschieden heiten nicht wichtig genug, daß Sie einen ehrlichen Mann zurückweisen, der Jungfrau Hedwigs Glück zur Aufgabe seines Lebens machen will. Reden Sie, Herr Nationalrath! Wollen Sie mir Hedwig geben?“

Der Nationalrath wandte sich um.

„Soweit ich hierin eine Stimme habe, nein, Herr Professor! Ihre politischen Anschauungen wären kein Grund für mich gewesen, Ihnen Hedwig zu verweigern. Aber dadurch, daß Sie öffentlich gegen mich aufgetreten sind, ich wiederhole es, ohne jeden zwingenden Grund,

haben Sie selber die Scheidewand zwischen sich und meiner Familie aufgerichtet. Das Volk des Kantons würde mir es nie vergeben, wollte ich in meinem Privatleben einer anderen Richtschnur folgen, als in meinem politischen Wirken. Die gegenwärtige Zeit braucht ganze Männer, unbeirrt durch alle Nebenrücksichten. Es ist nicht gut, wenn sich die Schwäger auf der politischen Wahlstatt feindlich gegenüber stehen. Ich habe das gestern bitter empfunden. Ich werde daher alles thun, um Hedwig von dem unglücklichen Gedanken einer Verbindung mit einem meiner politischen Feinde abzubringen."

Der Professor hatte schweigend zugehört.

„Und glauben Sie wirklich das Recht zu haben, wegen vermeintlicher politischer Pflichten, wegen wetterwendiger Volksgunst, das Glück, die Zukunft Ihrer Verwandten in Frage zu stellen? Ist das nicht die größte aller Tyranneien?"

Der Nationalrath zuckte zusammen.

„Tyrannei? Ich zwinge Hedwig zu nichts. Das Gesetz gibt mir gar kein Recht dazu. Ich werde ihr nur meine Anschauungen mittheilen, wie ich sie Ihnen eben mitgetheilt —"

Der Nationalrath wurde immer aufgeregter und lachte manchmal zornig vor sich hin.

„Es gehört wirklich ein hübsches Quantum deutscher

Unbefangenheit dazu, heute die Verwandte desselben Mannes von ihm zur Frau zu verlangen, den man gestern von der Rednerbühne herab einen Lügner geheißen."

„Ich habe mich nicht gegen die Person gewendet!"

„Ja, ja, ich kenne das von meinem Herrn Schwager her: den Unterschied zwischen Prinzip und Person; aber Prinzipien zu bekämpfen, ohne Personen anzutasten, ist ein Kampf gegen Schatten, sagt ein englischer Weiser — die Gegensätze in der Welt schärfen sich immer mehr und mehr. Da heißt es: Ich oder du — Sie werden begreifen, Herr Professor, daß man sich da nicht Feinde, energische Feinde", setzte der Nationalrath mit einem raschen Blick hinzu, „ins eigene Nest holt."

Der Professor stand aufrecht. Seine Augen blickten stolz, ruhig, und um seinen Mund zogen sich die Linien immer schärfer zu festester Entschlossenheit. Er sagte:

„Da Sie den Zustand des erbitterten Kampfes als den einzig möglichen der gegenwärtigen Welt erklären, so werden Sie auch mir gestatten, das kaum gewonnene Herz Ihrer Schwägerin nicht auf Ihre Abweisung hin sofort aufzugeben. Ich gestehe Ihnen kein Recht zu, Ihre politischen Anschauungen in Ihre

Familienangelegenheiten zu mengen und einzelne Ihrer Angehörigen dadurch in ihrer freien Wahl zu beschränken. So lange Sie mir daher nicht bessere Gründe für Ihre Abweisung beibringen, Herr Nationalrath, als verletzte politische Eitelkeit und Furcht vor dem Urtheil der Menge, so lange werde ich meine Bewerbungen um Jungfer Hedwig ebenso treu als energisch fortsetzen."

Der Nationalrath verbeugte sich halb ironisch:

„Wie Sie es mit Ihrer Würde für vereinbar halten — übrigens habe ich das Vertrauen zu meiner Schwägerin Hedwig, daß sie meiner nicht bedürfen wird, um lästige Nachstellungen zurückzuweisen . . ."

Der Professor verneigte sich ebenfalls.

„Herr Nationalrath! Ich bin in Ihrer Schuld und habe daher nicht das Recht, Beleidigung mit Beleidigung zu vergelten."

Der Nationalrath wollte noch etwas sagen — aber der Professor war bereits verschwunden. Bei allem nach dieser Unterredung so natürlichen Groll regte sich etwas in der Brust beider Männer, als habe jeder einen braven Mann als Freund verloren.

Der Professor mußte Hedwig sprechen, er mußte Gewißheit haben, ob ein Abend und eine Nacht im Hause der Verwandten hingereicht, um die kaum auf

der Roseninsel zur vollen Blüte gelangte Knospe der Liebe wieder zu entblättern.

Er ging hinunter ins Wohnzimmer. Da traf er nur Anneli und Kläreli, welche ihm auf seine Frage mit scheuen ängstlichen Blicken mittheilten, Tante Hedwig sei im Garten.

Das Benehmen der Kinder war dem Professor schon gestern aufgefallen und that ihm jetzt doppelt weh. Er ergriff die ältere der Schwestern bei der Hand.

„Was habt Ihr gegen mich, Kinder? Sind wir nicht mehr so gut Freund wie früher?“

Das Mädchen entzog ihm ängstlich seine Hand und schüttelte den Lockenkopf.

„Ihr seid ja unser Feind — Ihr habt ja zu den Leuten g'sagt, daß der Vater lüge . . .“

Das Mädchen hatte das sehr rasch hervorgebracht, jetzt wurde es aber über und über roth und rannte, das Schwesterlein an die Hand nehmend, eilig aus dem Zimmer.

Dem Professor hatten diese Worte aus dem Munde des Kindes fast weher gethan, als die plötzliche Feindseligkeit des Nationalraths. Gebeugten Hauptes stieg er die Treppe hinab in den Garten.

Ein fast herbstlicher Wind wühlte in dem dunkel-

grünen Laube. Ueber dem See war der Nebel an einzelnen Stellen zerrissen, und die hellgrüne bewegte Wasserfläche sah herauf. Auch vom Dache des Regierungsgebäudes und vom Dome waren die grauen Dünste hinweggefegt, und einzelne Ziegeldächer schauten roth uud freundlich nach oben.

Hermann fand Hedwig wie das erste Mal träumerisch auf den Terrassenstufen sitzend und hinausstarrend auf die unten wogenden Nebel.

Ruhig reichte sie dem Professor die Hand. Er setzte sich neben sie auf die kalten Stufen. Hedwig hatte eine Rose in der Hand, die sie langsam entblätterte.

Der Professor suchte ihre Augen, sie waren wieder so leer und unstät wie je zuvor — der Professor hatte fast nicht den Muth, sie an gestern zu erinnern. Und doch mußte ja alles entschieden werden . . .

„Ich hoffte Dich froh und glücklich zu finden, Hedwig."

Hedwig lächelte zerstreut.

„Glücklich?" sagte sie und riß das letzte Rosenblatt vom Stengel. „Ich hab' mein Glück begraben."

„So rasch? Dann war es wol nicht das rechte Glück, und sein Tod geht Dir nicht nahe . . ."

Hedwig drehte eine Weile den entblätterten Rosen-

stengel zwischen den Fingern, dann ließ sie auch ihn fallen.

„O gewiß!“ versicherte sie und nickte bekräftigend mit dem bleichen Gesichte. „Mir ist's, als ständ' ich vor meinem eigenen Grabe und als sei die ganze Welt ringsum nichts mehr als ein großer Kirchhof, als seien die Berg' ringsum nur mehr weite Gräber und die Stadt ein großes Grabmal und der See nur da, um die Blumen zu begießen, die unser Herrgott auf den Gräbern wachsen läßt. Alles todt und gestorben, in mir und um mich.“

„Aber ich lebe“, sagte der Professor ernst und vorwurfsvoll, „und gestern nanntest Du mich Deine Heimath . . .“

Hedwig schwieg eine Weile, und es schien, als ob Thränen in ihre Augen steigen wollten.

„Ich war schlecht, ich war undankbar!“ sagte sie dann — „ich habe über den eigenen Wünschen vergessen, daß auch noch andere Leute gut an mir gehandelt haben lange Jahre, seit meiner Kindheit, daß ich sie zuerst hätte fragen sollen . . .“

„Ob der Herr Nationalrath erlaubt, daß Du mich liebst? Nimm die Versicherung, Hedwig, daß ich auf eine solche bedingte Liebe stets verzichtet hätte . . .“

Es mußte etwas in der Stimme des Professors

liegen, was Hedwig noch mehr erschreckte als die strengen Worte. Sie ergriff mit beiden Händen seine Hand und zog ihn wieder auf den Steinsitz nieder:

„O vergib! Du bist bös! Es ist wahr, ich allein hab' die Schuld! Ich hab' Dir g'sagt, daß ich Dich liebe — ich hätt' gescheidter sein sollen — aber glaub' mir, ich könnt' nicht glücklich sein, ich könnt' Dich nicht glücklich machen, wenn er uns fluchte — denn er ist gut, er ist unendlich gut . . ."

„So lange man ihm nicht in den Weg tritt, vielleicht!" sagte der Professor achselzuckend.

Hedwig zitterte vor Schmerz und Aufregung — der Wind strich immer kälter durch den Garten und einzelne große Regentropfen fielen. Immer schwärzer wurde der Himmel . . .

„Gehen Sie ins Haus, Hedwig!" sagte der Professor aufstehend. „Ich werde Ihnen die Entscheidung zwischen mir und Ihrem Schwager nicht noch schwerer machen."

Der Professor stand aufrecht mit abgezogenem Hute da. Der Wind wühlte in seinen dunklen Haaren und legte eine verwirrte Locke über seine bleiche Stirn. Um seinen Mund spielte ein Lächeln der tiefsten Bitterkeit.

„Ich werde den gestrigen Tag und die Roseninsel

zu vergessen suchen — auch Ihnen wird das gelingen —“

Der Professor verneigte sich und wollte gehen. Da faßte ihn Hedwig an der Hand und hielt ihn fest. Ihre Züge waren starr und bleich, ihre glanzlosen Augen weit offen:

„Nein“, sagte sie bestimmt, „so darfst Du nicht von mir gehn, so laß ich Dich nicht los; ich lieb' Dich über alles in der Welt — aber mein Schwager sagt, es nehm' ihm das Vertrauen des Volks, und mit allen seinen Plänen, mit denen er das Volk beglücken will, sei's aus. Meine Heirath mit Dir, nachdem Du ihm öffentlich entgegengetreten bist und das ganze Volk gegen Dich aufgebracht hast, sei sein Sturz. Das hat mich erschüttert — ich hab' auf mein eigenes Glück verzichtet. Ich hab' nicht gedacht, daß Du mich verkennst. Ich dachte mir, Du begriffest meinen Schmerz und achtetest das Opfer, das ich bringe — es ist nicht so, Du hältst mich für ein gewissenloses Ding, das kann ich nicht ertragen — ich lieb' Dich über alles, nimm mich hin, ich will Dein Weib sein, und mag der arme Schwager, der mir seit meiner Kindheit Gutes thut, drum verderben! Aber verlang' nie ein fröhliches Gesicht von mir, ich werde mir meine Un=

dankbarkeit nie vergeben. Nimm mich — ich bin Dein Weib — wenn Du willst."

Lange hielt der Professor das aufgeregte bleiche Mädchen umschlossen und schaute in ihre fieberisch glänzenden Augen. Dann drückte er einen langen Kuß auf die brennenden Lippen und sagte:

„Nein — ich will nicht, wenigstens jetzt nicht. Du sollst nicht mit dieser Last auf dem Herzen mit mir zum Altar treten, sondern mit freudig erhobenem Antlitz und jubelnder Seele. Warten wir. Das Gewitter wird ja austoben und alles ins gewohnte Geleise zurückkehren. Was wir jetzt für eine tiefe, unübersteigliche Kluft halten, ist für den, der aus der Zukunft zurücksehen kann, vielleicht nichts als eine kleine Spalte, die nur das Auge erschreckt und über die der Schritt der Zeit achtlos hinwegging. Die Vereitelung meiner liebsten Wünsche hat mich einen Augenblick lang überrascht — verzeih mir meine Bitterkeit. Hab Vertrauen zu mir, wie ich zu Dir. Und nun sage ich zu Dir, Hedwig, nicht lebe wohl, sondern . . . auf Wiedersehen!"

Mit weit offenen Augen schaute Hedwig in das begeisterte Antlitz des Geliebten. Noch einmal umklammerten sie sich, als wollten sie sich für ewig verbinden, dann eilte der Professor mit großen Schritten

durch den Garten in sein Zimmer. Hedwig sah ihm mit gefalteten Händen und thränenleeren Auges nach. Der Wind spielte in ihren Gewändern.

Auf der Treppe traf der Professor Frau Bertha. Sie schien ihn erwartet zu haben. Die vollen Rosen ihrer Wangen waren etwas blässer als gewöhnlich; ihre Hand, die sie ihm reichte, zitterte ein wenig. Sie sah forschend dem Professor ins Gesicht -- seine gehobene, fast heitere Stimmung schien sie einigermaßen zu beruhigen.

„Haben Sie mit Hedwig geredet?"

Der Professor nickte lächelnd:

„Zweimal, gestern und heute."

„Ich weiß alles", sagte Frau Bertha, — „ich hätt' es gern gesehn, wenn meine Hedwig einen Mann geheirathet hätte, den ich hochachte — aber der liebe Gott, scheint es, will's anders haben — ich hätt' vielleicht anders gehandelt wie meine Schwester, ich bin keine so aufopfernde Natur — aber ich kann ihr nicht Unrecht geben, wir haben ohnehin schon Unfrieden genug in unserm Haus, und der arme Wenggy wird in kurzem Trauer genug haben, daß man ihm jetzt nicht noch mehr zu machen braucht. Jetzt bleibt nichts übrig, als zu vergessen."

Der Professor schüttelte den Kopf.

„Alles das wird vorübergehen, Frau Wenggy, auch in Ihrer Familie werden Ruhe und Frieden wiederkehren und vielleicht auch — ich mit ihnen.“

Frau Bertha sah zu Boden.

„Sie haben gute Hoffnungen, Herr Professor — ich kann sie leider nicht theilen. Ich seh' nur Unheil und Elend und Zwietracht überall und daß sie meinen armen Mann allmählich in Schand' und Elend und ins Grab hetzen . . .“

„Vielleicht wird er bald die Nichtigkeit des ganzen Getriebes einsehen und sich geekelt davon abwenden.“

Frau Bertha schüttelte den Kopf:

„Glauben Sie das nicht, Herr Professor — er hat sich schon zu lang und tief in seine Ideen verrannt. Diese bilden gewissermaßen bereits einen Theil von ihm selber, es gibt für ihn nur mehr die Aufregung seiner politischen Thätigkeit oder eine Stumpfheit und geistige Erschlaffung, die mich oft erschreckt. Die Krankheit sitzt bei ihm bereits im innersten Mark, und wenn seine Pläne und Hoffnungen zusammenbrechen, wie's ja nicht anders sein kann, so fürcht' ich, bricht auch er zusammen . . .“

Der Professor schwieg — es schien ihm etwas

Wahres in diesen Worten zu liegen, die ihm wie eine Prophezeiung klangen.

Frau Wenggy fuhr sich über die Augen. Als sie dem Professor die Hand reichte, war dieselbe naß.

„Was auch kommen möge“, sagte der Professor, „seien Sie versichert, daß ich nie Ihrer Gastfreundschaft vergessen werde und der schönen Stunden, die ich in Ihrem Hause verlebt. Heute werde ich durch Landammann Maxer den Zöglingen der Kantonsschule vorgestellt und in mein neues Amt eingeführt — den Nachmittag werde ich benützen, um mir eine Wohnung zu verschaffen. — Gestatteu Sie mir, daß ich jetzt schon Abschied nehme — ich habe die innigste Ueberzeugung, daß es nicht für immer ist.“

„Gott gebe es“, sagte Frau Bertha weich — „und seinen Segen auf Sie für heut und immer!“

Dreizehntes Kapitel.

Die Schulrevolution.

Als der Professor den wohlbekannten Weg zum Regierungsgebäude zurücklegte, traf er zwar wol auch wegen des schlechten Wetters weniger müßige Gruppen auf den Straßen, dafür aber sah er durch die Fenster hindurch alle Wirthsstuben gedrückt voll, und alle Straßenecken waren bedeckt mit Aufrufen und Plakaten, wodurch das Volk zur Verfassungsrevision und Auflösung des Regierungsraths aufgefordert und ihm Heilung aller politischen und sozialen Schäden versprochen wurde. Erweiterung der Volksrechte, gerechtere Vertheilung der allgemeinen Lasten, Regelung der Arbeiterverhältnisse durch den Staat, direkte Betheiligung an der Gesetzgebung, dies und vieles andere waren die Glückseligkeitslehren, welche die neuen Apostel pre=

digten. Sogar die Stärkung der schweizerischen Wehrkraft nach außen hatten die Radikalen auf ihr Programm geschrieben. Daneben wurde in riesigen Lettern der Segen der neuen Volksbank angepriesen.

Der Professor las mit Interesse das Programm und die pomphafte Einladung zur Aktienzeichnung. Er las sie wieder und wieder, alle die schönen Phrasen von dem Ineinanderreichen der Interessen, der Solidarität der Gesellschaft, der verderblichen Folgen des Pauperismus für alle Klassen der Gesellschaft — Professor Hermann hatte die allergeringste Anlage zum Geldmann — aber eines überraschte ihn doch aufs äußerste, daß man einerseits mit dem Kapital der Volksbank dem Unbemitteltsten einen gewissen Kredit und anderseits den Aktionären hohe Dividenden versprach. Dabei war der Zinsfuß geringer als der übliche. Das war eine Rechnung, die nicht stimmte. Als Gründungskomittee fungirten die bekannten Namen des radikalen Klubs, an der Spitze Wenggy. Dazwischen waren einige unbekannte Namen eingestreut, wahrscheinlich solche, die zu den Fonds beigesteuert. Das Gründungskapital wurde auf achtmalhunderttausend Franken angegeben.

Kopfschüttelnd ging der Professor weiter und stieg die Stufen des Regierungsrathsgebäudes empor. Der

Weibel grinste ihn aus seiner Loge geradezu beleidigend an.

Der Landammann empfing den Professor freundlich, aber sein Gesicht war sehr sorgenvoll. Ueber die gestrigen Vorgänge sprach man nicht, aber aus dem wärmeren Druck der Hand glaubte der Professor zu entnehmen, daß der Landammann seine Handlungsweise billigte.

Der Professor hielt es jetzt für seine Pflicht, den Landammann auf die sonderbare Haltung seines Weibels aufmerksam zu machen. Der Beamte nickte mit dem Kopfe.

„Ich kenne den Schurken ganz genau! Allein was wollen Sie? Wir wählen unsere Weibel nicht selbst, sondern es ist ein altes Recht der Gemeindeversammlung sie uns zu bestellen. Um sie zu entlassen, müssen wir erst die Anklageschrift vor die Gemeindeversammlung, bringen; die Radikalen würden natürlich Partei für ihren Spion ergreifen, ihn als Märtyrer unserer Tyrannei darstellen, und heute Abend hätten wir eine neue Katzenmusik und müßten den Weibel vielleicht behalten. Es wird übrigens vielleicht noch schlimmer kommen — wir haben die gegenwärtige Bewegung unterschätzt und sie wächst uns über den Kopf — nach einigen Andeutungen, die ich erhalten, habe ich selbst

Besorgnisse, daß man unter den Schülern agitirt und Ihren heutigen Amtsantritt zu einer Demonstration ausersehen hat. So untergräbt man jedes Pflichtgefühl systematisch schon bei der Jugend..."

Der Professor war etwas betroffen.

„Herr Landamman, Sie haben in dieser Zeit ernstere Pflichten, als die meiner Vorstellung in der Kantonsschule. Sie dürfen sich jetzt nicht kompromittiren lassen — ich werde mich mit meinem Dekret allein einführen. Ich für meine Person harre auf dem Posten aus, auf den mich Ihr Vertrauen gestellt. Ich weiche nicht..."

„Ich auch nicht!" sagte der Landammann und streckte seinem Schützling die Hand hin. „Leise treten und sich verstecken ist zu jeder Zeit die schlimmste Politik — jetzt heißt es Festigkeit. Auch ich versehe mein Amt bis ans Ende. Wenn ich Ihnen meine Befürchtung mitgetheilt, so geschah es nur, um Sie auf einen etwaigen Skandal vorzubereiten... Nun, wie steht's? Sind Sie bereit?" fragte der Landamman und bereitete sich zum Gehen.

Der Professor bejahte lächelnd. Ein freudiger Muth flammte ihm durch die Seele. Er liebte ja den Kampf.

Die beiden Männer schritten Seite an Seite zur

Kantonsschule. Sie hatten nicht weit vom Regierungsrathsgebäude zu den Anlagen, mit welchen der große Platz vor der Kantonsschule geschmückt war. Der Professor drückte dem Landammann seine Bewunderung aus über das prächtige Gebäude und den zum Garten umgewandelten Platz.

„Die Schule kann noch nicht lange stehen und die Erzfigur dieses Springbrunnens hier ist vom neuesten Guß.“

„Die Schule wurde vor fünf Jahren unter meiner Verwaltung und auf meinem Antrag erbaut“, sagte der Landamman mit einiger Genugthuung. „Zwei Jahre später ließen Kanton und Stadt auf meinen Antrag den kahlen Platz davor mit diesen Anlagen bepflanzen. Es war ein hartes Stück Arbeit, vorzüglich die, den Kanton zur Mitwirkung zu veranlassen — aber es gelang und wird mich mein Lebenlang freuen — komme, was da wolle, das können sie mir nicht nehmen.“

Sie traten in den Thorweg. Einige Schüler, welche da herumgelungert hatten, sprangen rasch die breiten steinernen Treppen empor. Der Landammann und der Professor folgten.

Die beiden Männer traten in den hohen gewölbten Festsaal der Kantonsschule. Schon vor der Thüre

hatten sie ein paar Jünglinge bemerkt, welche ohne Gruß sie vorüberziehen lassen wollten. Als sie der Landammann jedoch, wie zufällig, anblickte, zogen sie zögernd die Mützen.

Im Festsaale ging es ziemlich unruhig her, sämmtliche Klassen waren da versammelt. Ein Drittel des Raumes war durch ein Podium erhöht, welches in der Mitte durch ein schöngebautes Katheder überragt wurde. Rings um das Katheder waren die Professoren und Hilfslehrer der Kantonsschule aufgestellt, in ihrer Mitte der Rektor.

Der Landammann stellte den neuen Professor vor. Der Rektor, ein alter und, wie es schien, sehr ängstlicher Herr, rieb sich verlegen die Hände nnd äußerte etwas von der Schwierigkeit der neuen Stellung für einen Ausländer. Die Professoren musterten den neuen Kollegen ziemlich kühl und zischelten mit einander. Die Schüler husteten und scharrten mit den Füßen . . .

Der Landammann runzelte die Stirne.

„Meine Herren!“ sagte er scharf, „Herr Professor Hermann genießt als Schulmann einen sehr bekannten Ruf und eine nicht gewöhnliche Befähigung — ich glaube, es darf ihm unter vernünftigen Männern nicht zum Nachtheil gereichen, daß er in weiteren Verhält-

nissen gelebt hat und der Kenntniß unseres kantonalen Klatsches entbehrt."

Der Rektor stotterte in seiner Verlegenheit etwas Unverständliches, die Professoren räusperten oder beschäftigten sich auf ähnliche Art, um keine Antwort geben zu müssen. Auch die Schüler schienen das für das Signal zu ähnlicher Zerstreuung zu halten und bald herrschte ein ganz abscheulicher Lärm.

Da blitzte es in den Augen des Landammanns:

„Ruhe!" rief er, und seine Stimme drang ernst und mahnend bis in die hinterste Ecke des großen Saales.

Ein kurzes Schweigen entstand. Alle die dummen oder intelligenten Schuljugendgesichter schauten verblüfft auf den energischen Mann, der so kurz angebunden mit ihnen war.

„Kantonsschüler!" begann der Landammann wieder. „Ich stelle Euch hier Euren neuen Lehrer der Rhetorik und deutschen Sprache, den Herrn Professor Hermann, vor. Erweist Euch gehorsam, fleißig und ehrerbietig gegen ihn und gebt Euch selber dadurch das Zeugniß, daß Ihr tüchtiger und hervorragender Lehrer werth seid."

Einem der Professoren, welcher sich vorhin durch seine besonders breite Mundart und böswillige Blicke

ausgezeichnet, war das Schnupftuch zu Boden gefallen. Er hob es rasch auf, aber als ob dies das Signal wäre zum furchtbarsten Lärm, fingen nun die Kantonsschüler plötzlich an zu husten, zu schreien, zu pfeifen, mit den Füßen zu stampfen. Professor Hermann wurde fast betäubt durch die Sündflut abscheulicher Töne, die auf ihn eindrangen; fast erschreckt schaute er in alle die jungen, von den schlimmsten Leidenschaften entstellten Gesichter, welche vor ihm auftauchten, auf die hunderte von wild in der Luft herum gestikulirenden Arme und Hände. Zwischen dem Geheul, Gezisch und Gestampf vernahm man undeutliche demonstrative Rufe: „Weg mit dem Deutschen! Wir sind Schweizersöhne, wir wollen Schweizerlehrer haben!“

Selbst der Landammann schien im ersten Moment etwas verblüfft durch den Höllenspektakel, der rings um ihn losgebrochen war. Aber nicht lange, dann donnerte seine Stimme laut und vernehmbar über die jugendlichen Tumultanten hin.

„Schweizersöhne wollt Ihr sein? Gassenjungen seid Ihr, wie man sie unter dem verdorbensten Pöbel einer großen Stadt nicht findet — leider kann ich nicht jeden von Euch über die Bank legen und ihm die Züchtigung geben lassen, die ihm gebührt, aber auf die Straße mit Euch, Ihr Buben, wohin Ihr gehört — hinaus!“

Das Geschrei war verstummt, nur einzelne Pfiffe hatten die letzten Worte des Landammanns unterbrochen. Mit drohenden Blicken und ausgestreckter Hand trat der gewaltige Mann gegen die Reihen der Schüler vor: „Hinaus!"

Die älteren, die in der ersten Reihe standen, Jünglinge von sechzehn bis achtzehn Jahren, suchten dem strafenden Blick des Landammanns zu entgehen und drängten nach rückwärts. Viele der kleineren waren bereits durch die beiden weit offenen Saalthüren verschwunden. Immer leerer ward der Saal.

Langsam,, mit ausgestreckter Hand auf die Thüre zeigend, hatte der Landammann den Saal von den letzten der Tumultuanten gesäubert, dann wandte er sich an die Professoren, welche zum Theil mit verlegenen und unruhigen, zum Theil mit feindseligen Mienen dem energischen Gebahren des Landammanns zugesehen:

„Nun ein Wort zu Ihnen, meine Herren! Es dürfte keine sehr ungerechte Anschuldigung sein, wenn ich den Verdacht ausspreche, daß der oder jener von Ihnen im voraus um den eben ausgebrochenen Skandal wußte, ihn vielleicht sogar förderte. Meine Herren! Ich unterdrücke für den Moment jede weitere Bemerkung über eine solche unmännliche, pflicht- und ehrvergessene

Haltung und mache nur von dem Rechte Gebrauch, welches dem Vorstande des Erziehungsdepartements verfassungsgemäß bei groben Exzessen in einer öffentlichen Lehranstalt zusteht. Die Untersuchung der Vorgänge, deren Zeugen wir so eben waren, wird sofort eingeleitet werden, und bis zu ihrer Beendigung bleibt die Kantonsschule geschlossen."

Wie beschwörend und mit Thränen in den Augen trat der alte schwache Rektor vor.

„Herr Landammann!" sagte der Rektor flehend, „diese Schmach für mich — und in dieser aufgeregten Zeit. Bedenken Sie, was Sie thun!"

Der Landamman zuckte die Achseln:

„Ich thue meine Pflicht."

„Die Herrlichkeit wird bald eine Ende haben!" rief der Schnupftuchprofessor mit höhnischem Gesicht.

„Mag sein!" antwortete der Landammann ruhig —„dann thue ich eben meine Pflicht und walte meines Amtes bis ans Ende."

Eine Handbewegung des Landammanns lud den Professor Hermann ein, ihm zu folgen.

Eine Strecke gingen die beiden Männer schweigend durch die Anlagen der Kantonsschule.

Vor dem Regierungsgebäude trennten sie sich.

„Verlieren Sie den Muth nicht!" sagte der Land-

ammann und ergriff mit beiden Händen die Hand des Professors. „Selbstverständlich hat der ganze Unfug keine Einwirkung auf Ihre Ernennung und Anstellung. In wenigen Tagen wird alles entschieden sein, ob Thorheit, Leidenschaft und Unordnung regieren werden im Kanton, oder Ordnung und Vernunft. Wir werden ja sehen. Was Sie bedürfen, in jeder Angelegenheit kommen Sie zu uns, lassen Sie sich nicht einschüchtern, wir brauchen Sie mehr als Sie uns, wir brauchen gründlich geschulte und charakterfeste Männer. — Und wenn Sie fallen, dann fallen Sie nur mit uns!“

Vierzehntes Kapitel.

Der Triumphator.

„Zehntausend Unterschriften!“

Das Wort hatte eine zauberhafte Gewalt. Berußte Arbeiter drückten sich mit diesem Rufe die schwieligen Hände, die Nachbarin raunte es der Nachbarin mit klugem Kopfnicken zu beim Krämer und unter der Hausthür, die Bürger bekräftigten es mit der derben Faust am Wirthstische, die feiernden Kantonsschüler, welche seit ihrer Revolte vielfach die Straßen und Kneipen unsicher machten, schrieen es, die Mützen in die Luft werfend, durch die Stadt, die ernsteren Bürger wiederholten es kopfschüttelnd und sorgenvoll, denn bereits erschienen auch tausende der Zehntausend in Gestalt von Haufen katholischen Landvolks, welches in unheimlicher Erwartung der Dinge durch die Stadt zog.

Auch in die Wohnung des Landammanns drang das Wort, wo dieser mit dem Freunde tiefsinnige Rede tauschte.

Die beiden Männer saßen in dem gothischen Studirzimmer des Landammanns. Es war Abend, die Vorhänge schlossen das alterthümliche Gemach gegen das letzte Zwielicht von draußen ab, und eine schöne Lampe von alter Form beleuchtete die nächste Umgebung, welche in verständiger Durchführung sowol in der Wölbung, der Decke und Fenster, als in der Pracht schwerer geschnitzter Eichenmöbel und behaglicher Täfelung das Bild eines Partriziergemachs der alten Zeit wiedergab.

Der Landamann saß sinnend da. Der sanfte Schein der alterthümlichen Lampe fiel voll auf sein ruhiges heiteres Gesicht.

„Ich komme mir vor", sagte der Professor nach einer Weile, denn er fühlte die Nothwendigkeit, die so eben behandelte leidige Politik fallen zu lassen — „wie in einem Ritterschloß zur Zeit der Hohenstaufen und horchte oft unwillkürlich auf, ob ich nicht den leisen Tritt der Burgfrau und das Rauschen ihrer brokatnen Schleppe vernehme."

Der Landammann lächelte, nahm die Lampe vom Tische und trat auf ein Bild zu, das mit einem

schwarzen Flor überdeckt an der Wand hing. Er entfernte die Umhüllung, hielt die Lampe hoch und zeigte dem Professor ein schönes bleiches Frauensangesicht, dessen mächtig große dunkelblaue Augen auf die Beschauer hernieder sahen.

„Das ist die Burgfrau!“ sagte der Landammann — die einzige, die je in diesen Gemächern schalten wird, — Angelika von Wolfsegg.“

„Und haben Sie keine Nachricht von den Schicksalen der edlen Dame?“ fragte der Professor, als der Landammann wieder den Schleier über das Bild gezogen und mit einem stillglücklichen Lächeln die Lampe auf den Tisch gestellt hatte.

Der Landammann nickte mit dem Kopfe und holte auf seinem Pult von einer Stelle, wo er es jeden Augenblick fassen konnte, ein Zeitungsblatt, welches der Professor sofort als ein heimathliches erkannte. Rothangestrichen stand darin folgende Notiz:

„Unter den Damen, die dem preußischen Heere auf die blutigen Schlachtfelder Böhmens gefolgt sind, um mit ihren zarten Händen die Wunden heilen zu helfen, welche der Krieg geschlagen, befindet sich auch eine Gräfin Angelika von Wolfsegg, welche an Aufopferung und Hingebung alles übertrifft, was bisher auf dem Gebiete der freiwilligen Pflege der Verwundeten

geleistet worden ist. Ihre Majestät die Königin hat der edlen Dame in einem Handschreiben ihren Dank ausgesprochen."

Der Professor gab das Blatt zurück. Der Landammann legte es wieder auf dieselbe Stelle des Schreibpultes, dann wendete er sich wieder an seinen Gast.

„Begreifen Sie jetzt, Herr Professor, daß man mit einer solch hohen und reinen Liebe im Herzen auch heiteren Blicks auf das Gewühl hinabsehen kann und die Lästerpfeile nicht fühlt, welche der Haß zu uns herauf schleudert, denn was auch komme — das können sie uns ja doch nicht nehmen."

Der Landammann griff mit leuchtenden Augen ans Herz. Dann brach er rasch ab, und wie um sich einem Traume zu entreißen, sagte er fast gewaltsam: „Doch kehren wir zur Wirklichkeit zurück. — Zehntausend Unterschriften!

Das Gesicht des Landammanns wurde sehr bekümmert.

„Also habens sie's erreicht. Unser Sturz ist unabwendbar. Armer Kanton, armes Volk! Wie werden sie Dich in der Irre herumführen, diese modernen Beglücker mit dem erlösenden Worte auf den Lippen, die aus Steinen Brot machen wollen. Sie werden Dich gleißnerisch mit Blendwerken locken, und wenn du aus dem

Taumel erwachst, wird die aufgeblasene hohläugige Phrase der Du bisher gehorcht, in den Nebel zerfließen, aus dem sie gekommen . . . Armes Volk!

Bei Gott, ich denke nicht an mich in diesem Augenblicke", sagte der Landammann feierlich, indem er aufstand und erregt durch das Zimmer schritt. „Gern würde ich den Kräftigeren und Einsichtsvolleren als Nachfolger zu meinem Stuhle geleiten, aber welche Leute sollen uns beerben, welche Leute! Spieler und Lüstlinge, Wühler und Maulhelden und Karrieremacher voll unlauterer Absichten, und hinter ihnen die Masse mit dem unklaren Kitzel nach einer Abwechslung gleichviel welcher, im Einerlei eines glücklichen Staatswesens!"

Es ging schon gegen Abend, als man in der Stadt die Nachricht erhalten, daß in Folge der starken Betheiligung des Landvolks die Unterschriften zur Verfassungsrevision die Zahl zehntausend erreicht hatten. Die Aufregung war eine gewaltige. Große Menschenmassen durchzogen die Straßen. In aller Eile hatte Nationalrath Wenggy eine Volksversammlung nach dem Schützenhause berufen und das große Ereigniß mit der ihm eigenthümlichen Wärme begrüßt. Er hatte seine Zuhörer begeistert fortgerissen. Der Jubel theilte sich auch dem Volke auf den Straßen mit, und

überall hörte man: „Hoch Wenggy! Nieder mit dem Regierungsrath! Es lebe Wenggy, der Freund des Volkes, der Retter des Kantons!“

„Die Nacht wird unruhig“, sagte der Regierungsrath, als der Lärm immer wüster in das gothische Studirzimmer drang. „Ich werde wol nicht umhin können, die nächsten Stunden auf meinem Bureau zuzubringen. In solchen Zeiten gehört jeder Mann auf seinen Posten.“

„Werden Sie auch Ihre Herren Kollegen dort treffen?“ fragte der Professor.

Der Landammann zuckte die Achseln und ein seltsames Lächeln umspielte seine Lippen. „Ich hoffe“, sagte er, „vielleicht sind die Herren auch nicht so ängstlich wie ich und bleiben zu Hause.“

„Dann erlauben Sie wol, daß ich Sie begleite“, sagte der Professor.

„Von Herzen gerne.“

Die beiden Männer machten sich auf den Weg.

Es war zuweilen schwierig, durch die sich immer mehr und mehr verstopfenden Straßen zu kommen. Hie und da wurde der Landammann erkannt, und höhnende Zurufe folgten ihm.

Er antwortete nicht, er hielt sich nicht auf. Er

eilte die Treppe des Regierungsgebäudes hinan und trat in den Sitzungssaal.

Da ein Weibel nirgends zu sehen war, so zündete der Landammann mit eigener Hand die Lichter an.

„Warum gehen wir nicht in Ihr Bureau?“ fragte der Professor, indem er sich in dem großen hellbeleuchteten Raume umsah. Der Landammann legte dem Professor die Hand auf die Schulter und sagte lächelnd:

„Das Volk braucht nicht zu wissen, daß von dem ganzen Regierungsrathe ich allein auf meinem Posten bin.“

Der Professor kam sich seltsam vor in diesem großen weiten Saale mit den dunkelgrünen Vorhängen, sechsmal war ringsum das Wappen des Kantons, ein Bündel Stäbe mit dem Liktorenbeil, angebracht, während in der Mitte das eidgenössische rothe Kreuz im weißen Felde leuchtete. Rings um den langen grünen Tisch standen die sieben grünen Lederfauteuils, so begehrt von den Ehrgeizigen . . .

Auch der Landammann sah träumerisch den mit grünem Tuch bedeckten Tisch entlang.

„Es ist seltsam“, sagte er, „wie man sich nach und nach an die Macht gewöhnt. Mein Verstand hat kein Bedauern für diesen Ort, wo ich so lange die Geschicke eines, wenn auch kleinen Stückchens Erde mit-

lenkte; aber mein Herz zieht sich schmerzlich zusammen, wenn ich bedenke, daß ich vielleicht in wenig Tagen schon nicht mehr hieher zurückkehren soll . . .“

Eine ferne sich nähernde Musik unterbrach die Worte des Landammanns. Er horchte auf: „Was ist das?“

Die Erklärung ließ nicht lange auf sich warten. Umgeben von einer jubelnden Menschenmenge bog die Musik um die Ecke des Domplatzes, und hinter ihr tauchte Fackel um Fackel aus der dunkeln Straße auf und zog über den dunkeln Platz. Und jetzt wurden die Fackeln noch dichter, in feurigem Wirrwar umgaben sie ein weißes Pferd, auf dem ein Mann saß, den man der Entfernung wegen noch nicht erkennen konnte. Neben und um ihn wurden die Fackeln geschwungen, und laute Rufe schienen ihn zu feiern. Die Musikbande hatte auf ihrem Wege einen Bogen beschrieben, um unter den Fenstern des Regierungsrathes vorüberzukommen. Jetzt, je näher der seltsame Zug kam, desto deutlicher wurden auch die Rufe: „Hoch Wenggy! Nieder mit dem Regierungsrath!“

Jetzt war der Reiter ganz nahe, Hermann erkannte ihn, es war der Nationalrath. Stolz lächelnd saß er auf dem Schimmel, der über und über mit Blumen geschmückt war.

Stolz lächelnd, wie ein triumphirender Konsul, schaute der Erwählte des Volkes empor zu den leuchtenden Fenstern des Regierungsraths, wo er in wenig Tagen das entscheidende Wort zu sprechen hoffte.

Der Professor hatte trotz ihrer Entzweiung keinen Augenblick dem Ernst und der Aufopferungsfähigkeit des Nationalraths seine Anerkennung versagen können; ein Gefühl wie Widerwillen und Ekel jedoch überkam ihn, als er den von den Huldigungen der Menge trunkenen Reiter erblickte.

„Ohne Zweifel hat man ihn mit dieser ganzen Maskerade überrascht“, fuhr der Landammann entschuldigend fort, da er jenen Eindruck auf dem Gesicht des Professors lesen mochte; „die Leute, die ihn umgeben, bestehen alle aus Mitgliedern des Tellvereins, welche das Hauptpublikum des Schützenhauses ausgemacht haben werden. Man hat ihn überrascht und mit in den Strudel hineingezogen, ehe er zur Besinnung kommen konnte, und jetzt ist er trunken und geblendet, betäubt von dem Lärm und Licht . . .“

Längst waren die Musikbande und der Fackelzug mit dem triumphirenden Reiter um die Ecke des Domes verschwunden, aber eine schwarze unheimliche Masse wälzte sich unten auf dem Platze herum, aus der hie und da ein Pfiff grell emporstieg.

„Es scheint, wir erhalten noch ein Nachspiel!“ sagte der Landammann, indem er auf die Ansammlung wies.

In diesem Augenblick zersprang auch klirrend eine Scheibe des Fensters, an dem sie standen, ihre Kleider wurden mit Glassplittern überdeckt, und weithin rollte ein großer Stein ins Zimmer. Und wie auf ein Signal klirrte und schwirrte es längst des ganzen Gebäudes, auch durch die übrigen Fenster des Sitzungssaales flogen die Geschosse des Pöbels, und jedes Klirren wurde unten mit lautem Jubel begrüßt. Da hörten sie den Galopp eines Pferdes. Sie traten, sich möglichst gegen die eindringenden Steine hinter der Mauer haltend, an das Fenster, um hinabzusehen.

Da erblickten sie Wenggy auf seinem Schimmel, den Rest einer Fackel in der Hand, mitten unter dem lärmenden Pöbel. Mit Mühe gelang es ihm, sich Gehör zu verschaffen:

„Mitbürger!“ rief er mit heiserer Stimme. „Euer Unwillen gegen unsere Unterdrücker ist gerecht — aber greift nicht durch solche kleinere Strafakte dem Tage des Gerichts, der über sie hereinbricht, vor. Was kümmern jene Herren sich um die Zerstörungen, die ihr an einem öffentlichen Gebäude anrichtet, sie trifft dieser Schaden nicht! Geht heim und spart Zorn und Strafe für die Revisionssammlung auf.“

Einige Fackelträger kamen zurück und mischten sich beruhigend unter die Menge. Diese brachte ein brüllendes Hoch auf Wenggy aus und zog sich langsam zurück.

Wenggy warf den Fackelstumpf zur Erde, stieg ab und man sah nur noch die dunklen Gestalten der sich entfernenden Menschen und die Weiße des Pferdes, welches gegen den Dom hin abgeführt wurde.

Lange qualmte der Fackelrest noch am Boden fort. Endlich erlosch er. Sinnend hatte der Landammann den letzten trüben Zuckungen der erlöschenden Flamme zugeschaut.

Der Professor gab vielleicht den Gedanken des Landammanns Ausdruck, als er fast feierlich sagte:

„So wird es auch gehen mit all dem, was jene Betrüger und Betrogenen die Flamme der Begeisterung nennen — sie wird erlöschen in Qualm und Rauch.“

Der Landammann seufzte tief auf und wandte sich vom Fenster ab, wo eben der Mond in strahlender Klarheit hinter dem Dome heraufkam.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Volksbank.

Das Agitationscomité ließ die Bevölkerung nicht zur Besinnung kommen, die Volksversammlungen jagten sich und die Wähler bearbeiteten das ihnen blindlings vertrauende Landvolk. Der Religionshaß zwischen der katholischen Stadtbevölkerung und den protestantischen Anhängern der alten Ordnung vergifteten noch mehr den Konflikt. Stets neue Plakate ersetzten sich an den Straßenecken — heute, es war einige Tage nach dem Fackelzuge, sollte die Eröffnung der Volksbank stattfinden. Fast die ganze Bevölkerung war direkt oder mittelbar an dem Unternehmen betheiligt, die einen hatten Aktien in hohem Betrage gezeichnet und vom Bankpräsidenten die Zusicherung erhalten, daß sie bei der nächsten Gemeinde- oder Großraths-

wahl auf der Liste der Kandidaten stehen würden, eine Menge Kleinbürger hatten ihr ganzes Hab und Gut herbeigebracht, weil man ihnen unter der Hand eine kleine Anstellung an der Bank selber oder bei anderen Unternehmungen versprochen hatte, welche die neue Regierung ins Leben rufen werde. Haufenweise strömte das Gold in die Hände der Direktion, als die Nachricht kam, daß die zehntausend Unterschriften vollzählig seien.

Heute sollten die gezeichneten und vollbezahlten Aktien an ihre Inhaber verabfolgt werden.

Das größte Interesse an der Eröffnung der Volksbank hatte aber jedenfalls die ärmere Klasse und die Arbeiterbevölkerung des Kantons. So viele tausende sich auch gemeldet hatten mit den abenteuerlichsten Wünschen, allen hatte der Bankpräsident Hilfe versprochen, dem brotlosen Arbeiter Vorschuß auf künftigen Lohn, den Bauern die Errichtung einer ländlichen Hypothekenbank zu unglaublich niedrigem Zins, dem Gewerbtreibenden sollte zu einem Waarenkredit verholfen werden, dem am Rande des Bankerotts stehenden Kaufmann unbeschränkter Kredit. Kein Wunder also, daß sich schon Stunden lang vor der angesagten Zeit Massen von Volk vor der Thüre des Bankgebäudes drängten. Die Stunde kam, aber die Thüre blieb verschlossen,

man wartete eine Stunde, zwei, der Vormittag verging — das Volk wurde unruhig und die Ansammlung immer größer. Die verschiedensten Vermuthungen wurden laut, am meisten fand die Glauben, daß die Regierung mit Gewalt die Macht behalten wolle und die hervorragendsten Volksfreunde, darunter natürlich zuvörderst das ganze Bankdirektorium, verhaftet und eingesperrt habe. Nachdem diese Vermuthung einige Minuten diskutirt worden war, wurde sie zum Gerücht, nach einer halben Stunde zur Gewißheit. „Wir müssen sie befreien!" rief einer, „auf zum Regierungsrath!" — „Auf zum Regierungsrath!" tönte es aus hundert Stimmen.

Da erschienen unten an der Ecke der Straße etwa sechs bis sieben schwarzgekleidete Männer eiligen Schrittes. Ein paar Landjäger in großer Uniform und der Weibel des Regierungsrathes in Amtstracht folgten ihnen. Als die Herren näher kamen, erkannte man drei Regierungsräthe, darunter den Landammann Maxer, dahinter kam mit bleichem Gesicht und starren Augen der Nationalrath Wenggy. Der Gemeindeammann und der Polizeikommissar bildeten den Schluß.

Im Gefühle, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe, verstummte die Menge und trat vor den Ankommenden links und rechts zur Seite. Nationalrath Wenggy

hatte kein Lächeln, keinen Blick für das Volk. Der Weibel öffnete die Thüre des Bankgebäudes, und die Ankömmlinge verschwanden darin. Neugierig drängte das Volk nach. Die Landjäger faßten an der Thüre Posto und wiesen die Neugierigen zurück. Wieder wuchs der Tumult, und man war im Begriff, die Thüre mit Gewalt zu öffnen, da erschienen die Regierungsräthe und ihre Begleiter wieder. Schweigend und ernst durchschritten sie die Menge. Der Nationalrath schien Mühe zu haben, sich fortzubewegen. Landammann Mayer ging an seiner Seite und sprach wie beruhigend und tröstend zu ihm.

Einige von den Landjägern trugen riesige Bücher und Hefte, die anderen mit dem Regierungsrathweibel blieben als Wache vor dem Bankgebäude.

Kaum waren die Beamten verschwunden, als sich das Volk an den Weibel drängte, der noch verbissener als gewöhnlich an der verschlossenen Thüre der Bank lehnte.

Er zuckte die Achseln.

„Was wollt Ihr von mir? Mir sagt man nichts mehr, seit man weiß, daß ich zum Volke halte. Ich weiß soviel wie Ihr. Landammann Mayer hat heute morgen plötzlich einen Brief erhalten und sogleich den ganzen Regierungsrath zusammenberufen, dann haben

sie bei verschlossenen Thüren eine halbe Stunde lang berathen, dann haben sie nach dem Nationalrath, dem Gemeindeammann und dem Polizeikommissar geschickt und sind hieher gegangen. Da drinnen haben sie alles durchgewühlt und durchsucht, die Kassen und die Bücher — alles. Dann haben sie die gesammten Bücher mitgeschleppt — das ist alles, was ich weiß. Ich glaube, sie haben die ganze Volksbank konfiszirt und der Herr Nationalrath sieht mir auch aus, als ob er morgen sollte geköpft werden! Vor dem Regierungsgebäude hat ja auch eine Kompagnie Scharfschützen die Wache, seit man ein paar Fensterscheiben eingeworfen hat. Daran soll wieder der Maxer Schuld sein, wie fast an allem. Uebrigens habt Ihr ja wohl ein Recht, zu wissen, was vorgeht. Geht hin und fragt — heute hat der dicke Sturzenegger mit seiner Kompagnie die Wache. Der wird nicht gleich feuern lassen."

So und ähnlich sprach der Weibel. Von Mund zu Mund gingen seine Worte durch die aufgeregte Menge, und bis sie in den hintersten Reihen anlangten, galt es für sicher, daß der Regierungsrath durch einen Gewaltstreich die hervorragendsten Volksfreunde unschädlich gemacht und die Summen, die auf der Volksbank der Vertheilung harrten, mit Beschlag belegt habe.

Unter dem Rufe: „Hoch Wenggy! Es lebe die Volksbank! Es lebe die Verfassungsrevision!“ wälzten sich daher die Massen nach dem Regierungsgebäude zu. Die Furcht, ihre eingezahlten Gelder zu verlieren, riß selbst sonst besonnene Bürger mit fort, und andere wieder schlossen sich dem Zuge an, weil sie achtbare Freunde und Nachbarn darin sahen, welche sich sonst an nichts Unrechtem betheiligt hatten. Die in der Stadt herumlungernden Bauern gesellten sich dazu, und zu allem Ueberfluß kreuzten da, wo die Hauptstraße auf den Domplatz einmündet, die Schaaren des Obersten Freny den Zug, welche im Begriff waren, zu ihren Uebungen auszurücken. Die nöthigen Aufklärungen waren bald gegeben.

„Hoch Freny! Hoch Feldschützen!“ riefen die Haufen. „Auf nach der Regierung! Sie haben die Volksbank konfiszirt und die Revisionsmänner gefangen! Wir müssen sie wieder haben! Vorwärts! Nieder mit dem Regierungsrath!“

Bereits hatten sich die sogenannten Feldschützen, welche durch grüne Käppis ihre militärische Organisation andeuteten, unentwirrbar mit den dunklen Volksmassen vermischt, und der Menschenstrom, welcher seine Fluten jetzt über den Domplatz ergoß, nahm durch die

Gewehrläufe und Bajonnette, die zwischen ihm blitzten, ein gefahrdrohendes Aussehen an.

In diesem Augenblicke kam eine plötzliche Unterbrechung.

„Mitbürger! . . .“

Es war eine laute wohlbekannte Stimme, welche das wie beschwörend über den Domplatz rief. Ein Fenster des Regierungsrathes hatte sich geöffnet, und darin war Nationalrath Wenggy erschienen, mit leichenblassem Gesicht, in dem nur noch die großen dunklen Augen zu leben schienen!

„Mitbürger, Ihr seid im Irrthum“, begann der Nationalrath mit lauter aber wie im höchsten Schmerz vibrirender Stimme. „Niemand ist vom Regierungsrath verhaftet, nichts mit Beschlag belegt worden. Aber ein abscheuliches Verbrechen ist begangen worden von einem Manne, den wir bisher für einen der treuesten Freunde des Volkes hielten. Heute sollte die neugegründete Volksbank eröffnet werden. Gestern ist der Direktor derselben mit fast dem ganzen Gründungskapital entflohen, nachdem er mein Vertrauen auf das schnödeste mißbraucht und mir den zweiten Kassenschlüssel abgelockt hatte. Mitbürger! An der abscheulichen That ist nichts zu leugnen, nichts zu beschönigen. Die bis jetzt gepflogene Untersuchung beweist, daß der

Diebstahl ein reiflich überlegter und lange vorbereiteter war. Mitbürger und Freunde! Tragt Euer Schicksal mit Geduld, Ihr alle, die Ihr durch das Verbrechen in Eurem Eigenthum geschädigt, in Euren Hoffnungen getäuscht wurdet. Ich selber werde durch mein Zutrauen, das ich nicht versuchen will zu entschuldigen, zum Bettler. Ich beklage mich nicht, ich habe es verdient — denn auch gute Eigenschaften können zu Fehlern werden. Aber, wenn es mir gestattet ist, das von diesem Fenster Euch zuzurufen — meine politischen Anschauungen sind noch unwandelbar dieselben und auch Euch bitte ich inständig, Euch durch diesen traurigen Zwischenfall nicht irre machen zu lassen an den großen Prinzipien der Freiheit, zu denen Ihr Euch bekennt! Hoch die Verfassungsrevision!"

Ein minutenlanges dumpfes Schweigen entstand, als der Nationalrath geendet. Mit glühenden Augen und erregtem Gesicht wartete er einige Minuten auf einen antwortenden Zuruf. Mit dumpfem Gemurmel theilten die Versammelten einander die ersten Eindrücke des eben Gehörten mit.

Langsam und seine großen Augen schmerzlich auf das schweigende Volk geheftet, trat er zurück und schloß das Fenster. Freiwillig theilte sich die Volksmenge und zog sich in Gruppen langsam zurück.

Längst war der Domplatz leer und verlassen, als Nationalrath Wenggy aus dem Portal des Regierungsrathes trat und den Weg zur Falkenburg einschlug. Er hatte das Aussehen eines Schlaftrunkenen und Todtmüden, manchmal beim Gehen taumelte er, und dann wieder belebten sich seine großen Augen, er focht mit der Hand in der Luft und sprach heftige Worte vor sich hin.

Da plötzlich zuckte er zusammen. Vor seinen Füßen lagen die verkohlten Reste einer Fackel. Wenggys Gesicht zog sich wie im heftigen Schmerz zusammen, und rasch, mit gesenktem Haupte und unsicheren Schritten, eilte er die Straße zur Falkenburg empor. Er hatte wol an Frau Bertha und seine Kinder gedacht.

Sechszehntes Kapitel.

Friede.

Der Krieg in Deutschland war zu Ende. Die Esse der Fabrik, das Feuer des Heerdes erglimmte von neuem, und tausend Hände griffen mit frischem Muth zum Handwerk, . . . selbst die von schwüler Sommergluth erdrückten Felder schienen aufzuathmen — was noch vor wenig Tagen Begeisterung oder Zorn von tausenden erweckt, es war wie weit in die Vergangenheit gerückt, ohne Werth, ohne Interesse — die Sonne strahlte herrlicher als je, und mit Sternenschrift schien es an dem schweigenden Nacht himmel zu leuchten: Friede.

Die Verfolgung des Bankdirektors war ohne Erfolg geblieben, er hatte sich nach Amerika eingeschifft, ehe ihn die Gerechtigkeit erreicht hatte; man kümmerte

sich nicht darum — die Verluste wurden minder schwer durch den Frieden, der wieder zu arbeiten und zu erwerben erlaubte; die Fabriken waren in doppelter Thätigkeit, das Versäumte nachzuholen, der Arbeiter verdiente doppelt und hatte die Volksbank bereits wieder vergessen. Selbst die auf morgen anberaumte Wahl des Revisionsrathes und die zugleich damit vorzunehmende Nationalrathswahl störte wenige in dem vollen ruhigen Genuß des Friedens — wer dachte noch an Verfassungsrevision, wer war noch unzufrieden mit dem Regierungsrath? Höchstens diejenigen, welche die ganze Bewegung hervorgerufen hatten. Die politischen Leidenschaften des Volkes hatten sich gelegt mit den hochgehenden Wogen der Zeit, von denen sie getragen worden waren.

Wohl schleuderten die radikalen Blätter einen fulminanten Leitartikel nach dem andern hinaus unter das jetzt so theilnahmslose Volk voll Unmündigkeit und Knechtsinn, wol sprachen die Herren Kleinert und Genossen noch immer in spärlich besuchten Volksversammlungen; man spendete den kühnen und energischen Redewendungen Beifall, aber niemand dachte mehr an sie, wenn er die Versammlung verlassen.

Den Nationalrath sah man wenig mehr in diesen Versammlungen, seine Freunde erklärten das mit den

Sorgen und Vorkehrungen, die ihm seine veränderten Vermögensverhältnisse auferlegten.

„Seht auf Wenggy!" liebte der Postdirektor den Lauen und Halben zuzurufen. „Er hat alles verloren im Dienste des Volkes und seiner Ideen — er ist vom wohlhabenden und unabhängigen Bürger zum armen und bedrängten Manne geworden — seht ihr ihn schwanken? Leset seinen heutigen Leitartikel; immer und immer hält er die Fahne der Volksrechte hoch und wird sie hochhalten bis ans Ende."

„Ja, Wenggy!" Es war so weit gekommen, daß man das mit halbem Lächeln aussprach, als wollte man sagen — was gilt uns der, der gutmüthige Tropf, der Schwärmer!

Aber seine politischen Freunde hatten Wenggy nöthig. Sie wußten wol, daß das Meer der Politik unstät sei und denselben Mann, den es heute auf die Spitze seiner Wellen gehoben, morgen hinabschleuderte in das Bett der Wogen . . . aber sie wußten auch, daß man sich nicht vergessen lassen dürfe. Daher klammerten sie sich an den schattenhaften Rest von Popularität, den ihr Führer genoß; er mußte sie überm Wasser halten.

Kleinert und Sauter achteten nicht darauf, daß Frau Wenggy ohne Gruß an ihnen vorüberging, wenn

sie auf die Falkenburg kamen, sie fühlten nicht den Hauch der Trauer und Verödung, der in dem einst so glücklichen Hause wehte — täglich kamen sie mit neuen Plänen und Rathschlägen, um den Funken wieder zur Flamme anzublasen, der, wie sie behaupteten, unter der Asche fortglimmte.

Und Wenggy überließ sich dem idealen Drange seiner uneigennützigen Natur, vergaß des Elends im eigenen Hause und der düsteren Zukunft und schrieb mit zitternder Hand glühende Worte., auf welche niemand hörte.

Professor Hermann hatte jetzt eine Wohnung bekommen, ein paar wunderliche getäfelte Stuben am See mit der Aussicht aufs Gebirge.

Wie die letzten Tage, so saß er auch wieder heute morgen und sah hinaus auf die stets wechselnden Farben des Wassers, des Himmels und der Gletscher, auf die blanken Segel am See und die weißen Wolken, die da oben zogen ...

Da pochte es und der Weibel des Regierungsrathes trat ein. Er brachte mit unsicherer Stimme die Einladung des Regierungsrathes Mayer, ihn bei der um zehn Uhr erfolgenden Wiedereröffnung der Kantonsschule zu begleiten.

„Gut, ich werde kommen!“

Der Weibel blieb unschlüssig stehen.

„Nun, haben Sie mir noch etwas zu sagen?“

Erst jetzt betrachtete Hermann das Gesicht des Mannes genauer. Es war demüthig und bittend, und auch der Ton, in dem er sich seines Auftrages entledigt, war ein anderer als sonst.

„Herr Professor!“ begann der Weibel mit unsicherer Stimme, „ich bin verschiedene Male sehr unartig gewesen gegen Sie — es waren aufgeregte Zeiten — ich wurde gehetzt — Sie haben viel Einfluß beim Herrn Landammann. — Ich habe Frau und Kinder und kann ohne meinen Gehalt als Weibel nicht leben ...“

„Und was soll ich?“ fragte der Professor.

„Sich nicht über mich beim Herrn Landammann beschweren.“

„Das kann ich Euch um so eher versprechen, als ich schon längst vergessen habe, was Ihr mir angethan haben wollt. Seid ohne Sorge — meinetwegen sollt Ihr nicht von Amt und Brot!“

Der Weibel blickte in das ruhig lächelnde Gesicht des Professors — dann ging er kopfschüttelnd und erstaunt fort. Er, dessen kleine Seele nur Raum hatte für die Erinnerung des vermeintlichen Bösen, das man ihm angethan, begriff nicht, wie der Professor eine

Unbill vergessen haben könne, und hielt ihn für falsch. Erst die nächsten Tage und das unveränderte Benehmen des Landammannes beruhigten ihn allmählich.

Der Professor kleidete sich um und ging nach dem Regierungsgebäude, um den Landammann abzuholen.

Er traf diesen schon bereit, und es kam ihm vor, als ob ihm Mayer mit einem ganz eigenthümlich freudigen Ernst ins Gesicht schaue und ihm wärmer und länger als sonst die Hand drücke.

Schweigend gingen die beiden Männer durch die Anlagen, welche sich bereits mit einzelnen rothen Blättern schmückten.

Der Landammann und der Professor trafen den Rektor und die Professoren bereits in dem großen Saale versammelt, zum Theil mit verlegenen und ängstlichen, andere mit trotzigen und gefaßten Gesichtern, alle aber mit sehr erwartungsvollen Mienen. Der alte Rektor zitterte vor Aufregung. Die Schüler waren noch in ihren Klassenzimmern.

Der Landammann grüßte freundlich und begann: „Meine Herren! Als wir das letzte Mal schieden, kündigte ich Ihnen eine Untersuchung an über die Ursachen, welche die Störung der Vorstellung eines neuen Lehrers herbeigeführt haben. In der Zwischenzeit sind

große Ereignisse eingetreten, sowol draußen in der Welt, als in unserm kleinen Gemeinwesen. Ich habe bis jetzt noch keine Muße für meinen Vortrag an den Regierungsrath gefunden, meine Kollegen hätten auch keine Zeit gehabt, mich anzuhören. Meine Herren, der Friede ist wieder eingezogen in die Welt, und wie ich hoffe, auch in unsern Kanton — lassen Sie uns auch Frieden machen. Sie handelten unter dem Einflusse einer bewegten Zeit, vielleicht gaben Ihnen einzelne meiner Handlungen sogar das Recht zur Kritik. Lassen Sie uns Frieden machen, meine Herren! Wenn Sie es nicht ausdrücklich verlangen, werde ich jene angekündigte Untersuchung fallen lassen, und Ihre Vorlesungen können morgen wieder beginnen!"

Der Landammann streckte mit herzgewinnendem Lächeln die Hand aus. Thränen in den Augen ergriff sie der alte Rektor mit der zitternden Rechten. Mit unverkennbarer Rührung kamen auch die Professoren einer nach dem andern, um den Händedruck des Landammanns zu erwidern.

„Und nun noch eins", begann der Landammann wieder und ergriff die Hand des Professor Hermann:

„Zum zweiten Male stelle ich Ihnen in diesem Herrn meinen Freund und Ihren künftigen Kollegen vor. Nehmen Sie ihn freundlicher auf als das erste

Mal. Sie haben nie erfahren, wie herb es ist, für seine besten Ueberzeugungen das Brot der Verbannung zu essen. Doppelt bitter muß es sein, sich von denen zurückgewiesen zu sehen, deren Gastfreundschaft man angesprochen hat."

Wie vorhin zum Landammann, drängten sich die Lehrer jetzt zu ihrem neuen Kollegen.

„So, jetzt erlauben Sie, daß die Schüler eintreten, Herr Rektor", sagte der Landammann.

Einer der Lehrer eilte hinaus, und bald füllte sich der Saal mit sämmtlichen Schülern. Auch unter diesen herrschten die erwartungsvollen und ängstlichen Mienen vor; die Kleineren hatten nach langen Ferien ihren Frevel nur noch unklar im Gedächtniß.

„Die Jugend hat das Recht", begann der Landammann, während keiner zu husten wagte, „sich schneller hinreißen zu lassen durch das Gute wie durch das Schlimme. Ihr habt das Schlimme hinter Euch — man hat es Euch vergeben — seid nun eben so rasch im Guten, in Zuneigung und Gehorsam gegen diesen Euren neuen Lehrer."

Der Landammann verneigte sich gegen die Professoren und ging. Der Professor versparte sich seine Anrede an die Schüler auf die ersten Vorlesungen und folgte seinem Freunde.

In den Anlagen trafen sie zusammen.

„Ich muß zu meinen Schwestern auf die Falkenburg — wollen Sie mich begleiten?"

Der Landammann sah seinen Begleiter durchdringend aber freundlich an. Der Professor gerieth in Verlegenheit.

„Sie gehen auf die Falkenburg? Sind Sie denn mit Ihrem Schwager ausgesöhnt?"

„Wie man's so nimmt! Die Sorge für die Zukunft meiner Schwestern macht mehrere Arrangements nöthig, zu denen ihm die leidige Politik noch immer keine Zeit läßt. Er ist nicht thöricht genug, meine ordnende Hand zurückzuweisen. So haben wir denn eine Art Waffenruhe geschlossen bis zum Wahltage. Uebrigens ist er fast stets in seinem Arbeitszimmer eingeschlossen und wir kommen einander wenig zu Gesicht. Doch ich wiederhole meine Frage: Gehen Sie mit? Frau Wenggy fragt immer nach Ihnen . . ."

„Frau Wenggy kennt recht wol die Gründe, welche mich von der Falkenburg fern halten", stotterte der Professor.

Der Landammann legte ihm scherzend die Hand auf die Schulter:

„Auch ich kenne sie, wenn Sie Bertha und mir diese kleine Indiscretion verzeihen wollen. Ich kenne

Ihr Verhältniß zu Hedwig und freue mich darüber. Ohne Redensart — auf das herzlichste."

„Diese Verbindung war mein theuerster Wunsch!" sagte der Professor traurig.

„War? Ist sie's denn nicht mehr?" rief der Landammann. „Wir haben ja jetzt Frieden auf Erden! Noch ein Wahltag, und er wird auch für lange Zeit im Kanton herrschen. Dann wird auch Hedwig mit ihren romantischen Einfällen, die übrigens einem Herzen rein wie Gold entspringen, klein beigeben. Wollen Sie nicht mit mir kommen und einmal nachsehen, wie es um das Mädchen steht?"

„Ich will es!" sagte der Professor, fortgerissen von der Munterkeit des Landammanns, und stieg mit diesem zur Falkenburg hinan.

Heller Sonnenglanz lag auf dem See und seinen Ufern; auf das Grün des Gartens der Falkenburg hatte der Herbst seine ersten bunten Grüße gestreut.

Im Garten war es auch, wo Frau Bertha ihren Bruder erwartete. Das einst so heitere und lebensfrohe Weib war fast zur Matrone geworden, seit der Professor sie nicht mehr gesehen. Sie versuchte ein Lächeln, als sie den Professor an der Seite des Landammanns auf sie zukommen sah, aber es mißlang ihr vollständig, und die Falten, welche sich um ihren ab-

gehärmten Mund zogen, bildeten einen traurigen Kontrast zu dem manchmal so heiteren Gesichtsausdruck von ehemals.

„Willkommen auf der Falkenburg!“ sagte Frau Bertha und reichte dem Professor die Hand; „ich werde Sie wol nicht mehr oft begrüßen können hier oben — seit Sie Abschied nahmen, hat sich vieles verändert.“

„Was sagst Du?“ rief der Landammann, „also nimmt der Schwager meine wohlgemeinten Vorschläge nicht an?“

„Er weist sie zurück“, sagte Frau Bertha, „und mit einer Energie, die ich dem kranken gebrochenen Manne nicht mehr zugetraut hätte. Er läßt Dir vielmals danken für Dein Anerbieten, unsere Verbindlichkeiten gegen die Aktionäre der Volksbank zu übernehmen und uns so den Besitz der Falkenburg zu sichern — aber er sagt, er könne diese Hilfe nicht annehmen von einem Manne, der sein Ansehen im Volke auf das heftigste angegriffen habe — es müßte ihm das den Rest der Sympathieen nehmen, die er als charakterfester Politiker noch im Volke besitze. Das sagt er, nachdem er mit Kleinert und Sauter gesprochen — eine Stunde vorher war er durch das Anerbieten sehr überrascht und weich gestimmt und nannte Dich den

besten Menschen unter der Sonne. Kleinert und Sauter müssen ihm eingeredet haben, das von Dir angebotene Geld komme von der Reaktionspartei; durch die Annahme werde er sich beim Volke diskreditiren und nach und nach solle er der Rückschrittspartei dienstbar gemacht werden."

Der Landammann runzelte die Stirne und stampfte mit dem Fuße leicht auf den Boden.

„Diese Schurken!" murmelte er, dann wandte er sich wieder an seine Schwester. „Und hast Du ihm nicht erwidert, daß es sich nicht allein um ihn und seine politische Eitelkeit, sondern um Deiner und Deiner Kinder Heimat handle?"

„Gewiß", sagte Frau Bertha mit gesenkten Augen — „da wurde er aber furchtbar aufgeregt und schuldigte mich an, daß ich aus Furcht vor der Veränderung unserer Lage seinen ehrlichen Namen an seine Feinde verkaufen wolle. Furcht ist's", rief er, „nicht Mitleid, was ihnen den Geldsäckel öffnet. So lange der Friedrich Wenggy nicht todt ist — werden sie nicht ruhig auf ihren Stühlen. Er ließ mir die Wahl, nicht mehr von der Angelegenheit zu sprechen und ruhig mit ihm eine bescheidene Miethwohnung in der Stadt zu beziehen, oder mein Schicksal von seinem abwärts rollenden Lebenswagen zu trennen und durch des Herrn

Landammanns Gnaden allein auf der Falkenburg zu bleiben.“

„Der Verblendete! Und Du — was hast Du beschlossen?“

Frau Bertha sah dem Bruder erstaunt ins Gesicht:

„Und das kannst Du mich fragen, Bruder? Mein Platz ist an der Seite meines Mannes, und jetzt doppelt, da er im Unglück ist. Jetzt, wo das Unheil da ist, fragt man nicht, wer es verschuldet hat, man trägt gemeinsam, was einem Gott auferlegt hat. Wenn Du mir einen Gefallen erweisen willst, Bruder, in meiner Trauer, so laß die Falkenburg, wo wir so glücklich gewesen sind, nicht in fremde Hände übergehen.“

Frau Bertha hatte Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten, und ihre Stimme bebte.

Auch der Landammann war sehr niedergeschlagen.

„Auf diese Halsstarrigkeit war ich in der That nicht gefaßt. Ich glaubte alles in Ordnung und habe sogar unserm Freunde Hoffnungen gemacht. Wie steht's mit Hedwig?“

„Wir sprechen nie von dem Herrn Professor — gewiß ist es, daß sie leidet, nur weiß ich nicht, wie viel von ihrer Traurigkeit durch das Unglück meines Mannes und den Gedanken hervorgerufen ist, daß wir von der Falkenburg weg müssen.“

„Es ist ein Wahnsinn, auch noch ihr junges warmes Herz an den hohlen Einbildungen dahinsiechen zu lassen, an denen bereits so viel zu Grunde gegangen ist.“

„Es ist wahr, das ist traurig!“ sagte Frau Bertha schwermüthig sinnend. — „Und doch ist es mir, als kommen die Gedanken Hedwigs aus guter Quelle — als sei das, was sie fühlt, schön und groß, als verstände sie meinen Mann von Grund der Seele aus, während ich ihn nur lieb hab'. — Und dann kann ich es ihr nicht übel nehmen, wenn sie auf ihr eigenes Glück verzichtet, um Wenggy nicht zu betrüben!“

Der Professor hatte nachdenklich dem Gespräch der Geschwister gelauscht. Der Platz, wo Hedwig gewöhnlich saß und auf den See hinabschaute, war an der Stelle, wo er stand, seinem Auge durch Gebüsch verborgen. Doch glaubte er hie und da, wenn der Wind strich, einzelne Töne eines leisen Gesangs zu vernehmen. Er ließ den Landammann und seine Schwester allein und wandte sich nach der wohlbekannten Stelle.

Immer deutlicher wurden die Töne des Liedes. Es war die schwermüthige Melodie, die er schon einmal gehört. Wie damals, saß Hedwig auf den Stufen der Treppe, hatte die Köpfe der neben ihr knieenden Nichten an der Brust und sang:

„Ich wollt', ich wär begraben,
Tief in dem stillen See."

„Nein, Hedwig, Du sollst leben — für mich!" rief der Professor, durch das Wiedersehen überwältigt, und ließ sich auf die Stufe nieder, von der Anneli erschreckt aufgesprungen war. Mit scheuen Blicken schlichen sich die Kinder fort.

Hedwig schaute dem Professor mit überraschtem freundlichen Lächeln ins Gesicht und überließ ihm willig die Hand, die er ergriffen hatte.

„Gewiß!" sagte sie und neigte sich zu ihm.

„Also bist Du anderen Sinnes geworden und willst nun mir gehören?"

Hedwig schüttelte den Kopf.

„Aber die Verhältnisse sind ja ganz andere geworden. Dein Schwager ist gestürzt, ohne mich. Was kann ihm unsere Heirath schaden!"

„Sie thut ihm weh! Und er ist ohnehin unglücklich genug. Sieh, ich habe es nie begreifen können, wie in der Natur sich Tod und Leben drängen, wie auf der Stelle, wo eben ein Blümlein gestorben ist, gleich wieder ein anderes wachsen kann. Ich kann mein Glück nicht aufbauen auf dem Elend Wenggys."

„Hedwig, Du denkst blos an ihn — Du liebst mich nicht!“

„O gewiß, gewiß!“ rief Hedwig und schlang ihre Arme um Hermanns Hals und barg ihr Gesicht an seiner Brust — „mehr als mein Leben. Aber sieh, ich kann nicht meinen Schwager, der mit diesem Gram im Herzen nicht lang leben kann, die letzten Tage noch mehr verbittern. Er ist so gut und opfert sich für die ganze Welt, warum soll man ihm nicht einmal ein Opfer bringen?“

„Ist der Nationalrath krank?“

Hedwig fuhr mit der Hand ans Herz.

„Da drinnen ist er todtkrank. Ich sehe es an seinen Augen, ich hör's an seiner Stimme.“

„Und wenn er Dir auf dem Todtbette noch verbietet, mir anzugehören . . .“

„Das thut er nicht, da schadet es nichts mehr seinem Rufe, und er ist gut . . .“

„Leb wol, Hedwig!“

„Bist Du mir böse?“

„Wie kann ich!“ sagte der Professor weich, und küßte sie auf die Stirne.

„Nun?“ fragte der Landammann, als die beiden Männer Seite an Seite zur Stadt hinabschritten.

„Hedwig hält in Folge der letzten erschütternden

Ereignisse die Tage des Nationalraths für gezählt und möchte ihn nicht noch mehr niederdrücken."

„Sonderbar!" murmelte der Landammann — „zu allen Zeiten hatten die Schwärmer die größte Macht über die Seelen der Weiber."

Siebzehntes Kapitel.

Die Wahlschlacht.

Im Gegensatze zu der schweren monumentalen Gothik des Domes war die evangelische St. Laurentiuskirche eine der elegantesten Schöpfungen moderner Architektur. Zwar war auch sie im Spitzbogenstyl erbaut, aber der zierliche Glockenthurm war durchsichtig wie Filigran, die buntfarbigen Ziegel des Daches hatten bei der Erbauung den Ziegeleien des Kantons Gelegenheit zur Entfaltung ihrer größten Kunstfertigkeit gegeben, und die schön behauenen Spitzen und Ornamente ragten so keck zum blauen Herbsthimmel empor, als wollten sie das heitere Gegenstück bilden zu der großartigen Kuppel des Domes, die ernst über die Dächer auf die jüngere Schwester herabschaute. Dem Aeußeren der Laurentiuskirche entsprach ihr Inneres. Die Zeit seit der Erbauung hatte noch nicht hin-

gereicht, die eichenen Betstühle mit ihrem hellbraunen Schnitzwerk dunkel zu färben. Durch die unbemalten hohen Fenster fiel der Tag hell und freundlich in die klaren Räume.

Kein Prediger aber stand heute am Taufstein oder auf der Kanzel, sondern die tausend und aber tausend Männer, die in der Kirche versammelt waren, hörten lautlos dem Vortrage des Landammann Mayer zu, der ihnen, als von der Regierung beauftragter Sprecher, erklärte, daß das Volk des Kantons durch zehntausend Unterschriften eine Revision der bestehenden Kantonsverfassung als nothwendig erklärt habe, und daß die Bürger hier zusammengekommen seien, um die Männer zu bezeichnen, welchen sie genug Vertrauen schenkten, um von ihnen die ersten Vorschläge betreffs der zu beginnenden Revision entgegen zu nehmen. Die Bürger wurden aufgefordert, nach bester Ueberzeugung den Revisionsrath zu wählen. Zu gleicher Zeit habe man wie alljährlich die Wahl der Vertreter des Kantons im eidgenössischen Nationalrath vorzunehmen. Ueber diesen jährlich wiederkehrenden Wahlakt glaube der Redner nichts weiter bemerken zu sollen — und fordere hiermit diejenigen, welche vor der Abstimmung noch zu ihren Mitbürgern sprechen möchten, auf, vorzutreten . . .

Ruhig hatten die Bürger den Landammann zu Ende gehört, der sich streng an die Erfüllung seiner Pflicht hielt und jede Abschweifung sorgfältig vermied.

Unter den Bürgern machte die Sachlichkeit, die Achtung vor dem wenn auch mißleiteten Willen der Bürger, welche der Landammann bewies, indem er die Verfassungsrevision als eine beschlossene Sache erklärte, den besten Eindruck. Ein beifälliges Gemurmel ließ sich hören.

Da entstand eine Bewegung. Landammann Marer hatte die improvisirte Rednerbühne verlassen und sich wieder an seinen Sitz unter den Kollegen begeben. Nationalrath Wenggy näherte sich langsam mit etwas schleppendem Gange der Rednerbühne, begleitet von dem Postdirektor, dessen Gesicht und Haltung seit den letzten Wochen an Unheimlichkeit noch zugenommen hatte.

Der Postdirektor sprach, so lange er konnte, eifrig in den Nationalrath hinein. Es galt ja heute die letzten Anstrengungen, die endgiltige Entscheidung in dem ungleichen Kampfe.

Endlich stand Wenggy oben. Es war ihm sauer geworden, die wenigen Stufen zu ersteigen, und als er oben war, die einst so mächtigen Augen trüb und matt über die Versammlung gleiten ließ, während die

abgespannten fahlen Züge hie und da unwillkürlich zuckten, da mußten sich seine letzten und eifrigsten Anhänger sagen, daß ihr einst vergötterter Führer nur mehr der Schatten von ehemals sei, ein Name von vollem guten Klang, aber weiter nichts als ein Name.

Wenggy selbst schien das zu fühlen. Ganz gegen seine Gewohnheit begann er langsam und mit fast leiser Stimme, der sonst seine Rede stets mit einer überraschenden feurigen Apostrophe eingeleitet.

„Mitbürger! Vor wenigen Tagen noch hatte ich andere Hoffnungen, als sie sich heute bewahrheiten. Von Eurem Vertrauen geehrt, von Eurem Jubelrufe begrüßt, glaubte ich an dem entscheidenden Tage, der unser Werk der Freiheit und Befreiung krönen soll, die Rednerbühne zu besteigen. Mitbürger! Euer Schweigen, ein Blick in Euer Antlitz sagt mir, daß die Zeiten sich geändert haben, gewaltig geändert." Der Nationalrath hielt einen Augenblick inne, wie ermattet; dann fuhr er mit kräftigerer Stimme fort. Auch seine Wangen hatten sich wieder etwas geröthet, sein Auge belebt, seine Gestalt richtete sich auf.

„Mitbürger! ich verstehe diese Zeit nicht mehr. Ich verstehe es nicht, wie ein kleines zufälliges Ereigniß, die Schlechtigkeit eines einzigen Menschen, wie die Abnahme der äußersten Noth überzeugungsvolle Men-

schen, charakterfeste Bürger sogleich dahin bringen kann, Prinzipien abzuschwören, die sie noch vor Wochen mit flammender Begeisterung auf ihre Standarte geschrieben. Ja ich komme mir vor wie ein Soldat, der von allen seinen Kameraden verlassen, auf seinem Posten ausharrt, allein die Fetzen der zerrissenen Fahne in der Hand, zu der einst alle geschworen. Der Feind wälzt sich in gewaltigen Massen heran, der Fahnenträger sieht, daß er fallen muß, aber er schwingt noch einmal das Banner, daß es hoch durch Lüfte weht — und fällt. Mitbürger! Das Banner der Menschenwürde und der Volksrechte, Ihr habt es mir anvertraut, Ihr habt es einst mit mir hochgehalten — Ihr habt mich verlassen, Ruhe und Verleumdung haben Euch fahnenflüchtig gemacht und eingeschläfert. — Mitbürger, Mitkämpfer — ich habe mich meiner Pflichten nicht ledig erklärt, ich habe das verlassene Banner nicht feig von mir geworfen, nicht nur an mich gedacht und an mein eigenes Heil! Nein, dieses Banner, ich halte es noch hoch und werde es immer hoch halten, selbst mit sterbenden Händen. Das angefangene herrliche Werk der Befreiung von Beamtendruck und Herrenwillkür, wenn Ihr es verlaßt, ich, Euer Wenggy, werde es stützen mit den Händen eines einzigen Mannes und mit meinem letzten Athemzuge werde ich

ausrufen: Hoch die Revision! Hoch die Volksrechte!"

Die Stimme Wenggys war zu einer Stärke angeschwollen wie in seinen besten Tagen. Schon längst hatte die Versammlung mit athemloser Spannung gelauscht, und als er jetzt inne hielt, brach es wie ein Sturm rings umher los: „Hoch Wenggy! Wenggy für immer!"

Ueber das Gesicht des Nationalraths strahlte ein seliges Lächeln. Es liegt ein eigenthümlicher Reiz in der Macht über die Gemüther des Volkes. Triumphirend schaute er nach den Regierungsräthen. Unsicher am Geländer der Treppe tastend, trat er dann von der Bühne, wo sich die Mitglieder des Tellvereines, an ihrer Spitze der Polizeikommissär, drängten, ihm beglückwünschend die Hand zu drücken . . .

Ein Lächeln ingrimmiger Freude schimmerte über das Gesicht des Postdirektors, als er auf die Rednerbühne stieg. Er hielt einen offenen Brief in der Hand, den er, auf der Tribüne angelangt, hoch in die Luft hielt.

„Eidgenossen! Kantonsbürger!" rief er mit seiner schneidenden Stimme. „Euer Jubel beweist mir, daß Ihr entschieden habt. Aber, um Euch zu zeigen, welche Mittel von der Reaktion angewendet worden sind, um

sich am Ruder zu erhalten, diene dieser Brief des ehemaligen Direktors der Volksbank aus Amerika, wo er sich gegenwärtig befindet. Der ehemalige Direktor erbietet sich, uns die Beweise zu liefern, daß die Idee des Kassendiebstahls von einem der Herren Regierungsräthe angeregt worden, und daß ihm dieser sogar zur Flucht allen möglichen Vorschub geleistet habe. Der Regierungsrath ist Landammann Mayer."

Einige Ausrufe der Ueberraschung, dann folgte ein dumpfes Schweigen. Die Anklage war so außerordentlich, daß die Bürger einige Minuten ohne jede Urtheilsfähigkeit betroffen dastanden. Das erschreckte Gesicht, das Wenggy nach dem Freunde umwendete, bewies, daß ihm derselbe von diesem Schritte vorher nichts mitgetheilt.

Kleinert beobachtete unruhig die Wirkungen dieses, wie er geglaubt hatte, letzten Schlages, den er den Gegnern versetzt hatte. Alles jedoch blieb stumm. Der Postdirektor wurde dunkelroth im Gesicht, ihm war es, als habe er weit über sein Ziel hinausgetroffen.

Landammann Mayer hatte bei der Beschuldigung flüchtig aufgeschaut, dann mit dem ihm zunächst sitzenden Kollegen weiter geplaudert. Jetzt erhob er sich und sprach vom Platze aus:

„Im Auftrage des Vorstandes des Justizdeparte-

ments mache ich der Versammlung die Anzeige, daß gegen den Postdirektor Kleinert auf Anklage eines seiner Untergebenen hin Untersuchung eingeleitet werden muß wegen Amtsmißbrauch. Postdirektor Kleinert ist beschuldigt, mehrere zur Verfolgung des entflohenen Leiters der Volksbank von den Behörden abgesandte Telegramme durch Bestechung seiner Untergebenen unterdrückt zu haben. Da dies ein schweres Verbrechen ist und die Anklage gegen den hochgestellten Beamten eine sehr begründete scheint, so hat das Justizdepartement die sofortige Verhaftung des Beschuldigten angeordnet und fordert den anwesenden Polizeikommissär auf, derselben sofort Folge zu geben. Die Anwesenden werden nicht verlangen, daß ich hiernach auf die von meinem Vorredner vorgewiesene Korrespondenz mit dem entflohenen Verbrecher und auf seine Behauptungen noch des weiteren eingehe."

Bei der gegen ihn geschleuderten Anklage war das Antlitz des Postdirektors leichenfahl geworden, und er schloß einen Moment die Augen, als sei ein Blitz vor ihm in die Erde gefahren. Dann blieb er wie bewußtlos stehen.

Ebenfalls leichenblaß bestieg der Polizeikommissär die Rednerbühne und legte seinem Gönner die Hand auf die Schulter.

„Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie.“

Der Nationalrath hatte auf das alles wie auf ein wüstes fremdartiges Schauspiel geschaut mit starren Augen und weitoffenem Munde — und als sich jetzt der Postdirektor, mit dem ihm eigenthümlichen raschen Urtheil fühlend, daß seine Zeit vorbei, durch die Menge führen ließ, streckte er die Hände aus, als gelte es, einen bösen Geist zu beschwören. Dann brach er zusammen und wurde von seinen Freunden ins Freie gebracht.

Ernst und schweigsam ging die Wahl des Revisions- und Nationalraths vor sich. Für den Revisionsrath wurden sämmtliche Glieder des Regierungsrathes gewählt — statt des Gerichtsschreibers Wenggy ging Maxer aus der Urne hervor.

Wieder mußte der Schwager Wenggys reden. Auch sein Gesicht war bleich und es kostete ihn sichtbar große Anstrengung, seine Pflichten als Leiter der Versammlung zu erfüllen.

„Welches auch die Mittel und Umstände waren, die den Wunsch nach einer Revision der bestehenden Verfassung wachgerufen, es liegt nicht in unserer Absicht, unsere Wahl in den Revisionsrath als ein Fallenlassen der ganzen Angelegenheit zu betrachten. Im Gegentheil werden wir die uns übertragene Prüfung

der Verfassung mit dem tiefsten Ernste und alle Erfordernisse der Zeit berücksichtigend vornehmen, aber wir werden auch nicht an erprobtem Alten rütteln, so lange wir nicht überzeugt sind, wirklich Besseres an dessen Stelle setzen zu können. Indem ich also meinen Mitbürgern für das mir bewiesene Vertrauen danke und die Wahl in den Revisionsrath annehme, muß ich die Ernennung zum Nationalrath eben so entschieden als dankbar ablehnen -- da es mir schwer würde, den Kanton nach innen und nach außen gleich würdig zu vertreten."

Einige schwache Beifallsrufe wurden laut. Obwol er sie verschwieg, ahnte man dic Gründe, welche den Landammann zur Ablehnung des Nationalrathspostens veranlaßten.

Ein Redner bestieg die Bühne, der sich für die Vertagung der Nationalrathswahl aussprach.

Die Versammlung gab durch lauten Zuruf ihre Billigung des Vorschlages zu erkennen.

Landammann Mayer schloß die Versammlung, und ernst schritten die Regierungsräthe von dannen.

Ernster als alle andern war Mayer selbst. Alles war nun entschieden — er war Sieger — aber er konnte sich dessen nicht freuen. Er kam sich vor wie der Scharfrichter im Dienste der Ordnung und des Gesetzes.

Achtzehntes Kapitel.

Zwei Briefe.

Wieder saß der Professor Hermann in seinem behaglichen Zimmer und schaute hinaus auf den See. Die ersten Herbstwinde trieben ihr Spiel mit den Wellen, die Ruderkähne tanzten wie Nußschalen darauf herum, die Segelboote flogen mit halbgerefften Segeln vor dem Winde und selbst die Dampfer arbeiteten sich mühsam stampfend über den bewegten weiß und dunkelgrün schimmernden Plan. Durch die Feuchtigkeit der Luft erschienen die Berge des Oberlandes ganz nahe herbeigerückt, man unterschied jede Kluft, jedes Schneefeld, und die Dörfer und Städtlein am Gestade des Sees glänzten heller und freundlicher als je. Auch die Roseninsel sah man von hier aus, aber sie schimmerte nicht mehr dunkelgrün aus dem helleren See, sondern ihr Laub hatte sich gefärbt und wie riesige

gelbe und rothe Rosen leuchteten die herbstlichen Laubmassen herüber.

Da brachte der Postbote zwei Schreiben. Der Professor betrachtete sie und wurde blaß vor Erregung. Der größere Brief trug den Poststempel der Stadt, wo er zuletzt als Lehrer gewirkt, das Siegel war das Rektoratssiegel der Anstalt, der er noch vor wenigen Monaten angehört. Da fiel sein Blick auf den kleineren zierlicheren Brief. Ihn öffnete er zuerst. Er hatte die Hand des Freundes und Zöglings, des Grafen Wolfsegg erkannt.

„Theurer Freund, verehrter Lehrer!“ schrieb dieser. „Der Krieg ist aus, wir haben, so Gott will, mit unsern Schwertern den Weg geebnet für ein kräftigeres Leben in Deutschland. Ich war persönlich sehr glücklich, und wenn ich auch den Tod manches lieben Freundes und wackeren Kameraden betrauere, so bin ich selbst doch über Gebühr ausgezeichnet und befördert worden. Auch meine Schwester hat an dem böhmischen Feldzuge rühmlichst Theil genommen als Pflegerin der Verwundeten, dem Tode in jeder Gestalt ins Auge gesehen und bescheidener als ich jede Belohnung zurückgewiesen. Wir sitzen jetzt wieder alle fröhlich zusammen auf Tarn, ich würde Dich einladen, hieher zu kommen, aber erstens habe ich in den Zeitungen ge-

lesen, daß Du wieder eine Anstellung angenommen habest, die Dir schwerlich Zeit lassen wird, zu uns zu kommen und dann ist meine Schwester in ihren alten Tagen, sie ist jetzt doch schon über dreißig, von so wunderlichen Launen und Stimmungen befallen, daß ich nicht weiß, ob ich nicht einen oder den anderen Morgen verreisen muß, um irgend einen nebelhaften Jugendgeliebten aufzusuchen, in den sie seit zehn Jahren, (denke dir die Zeit!) ganz erschrecklich verliebt zu sein behauptet. Sie erzählte mir da eine ganz rührende Geschichte von einem jungen schweizerischen Beamten, den sie auf ihren Reisen kennen gelernt, von romantischen Seefahrten, von Verleumdungen, von herzbrechendem Abschied und falschen Todesnachrichten; mir wirbelt jetzt noch der Kopf davon. Wenn meine Schwester nicht sonst so vernünftig wäre, würde ich das Ganze für Einbildung halten, aber gerade weil sie so vernünftig ist, kann ich diese Thorheit um so weniger begreifen. Also, Freund, um was ich Dich bitten möchte, löse meine Zweifel über den Seelenzustand meiner Schwester, indem Du mir mittheilst, ob es in . . . vor zehn Jahren einen jungen Mann Namens Maxer gegeben hat, der dem Priesterstande entsagte und im Staatsdienste angestellt wurde. Schreibe mir, (wohlgemerkt, meine Schwester weiß nichts davon,)

was für ein Mann der Herr ist, Du weißt schon, welche Eigenschaften ich besonders hochschätze, und vor allem, ob er noch lebt und unverheirathet ist. Wenn ich meiner Schwester die Erinnerung an einen Todten auch gestatten wollte, die Schwärmerei für einen Familienvater von vielleicht zehn Kindern könnte ich ihr nicht erlauben. Also sei gegrüßt und schreibe mir recht bald. Dein getreuer Wolfsegg."

„Unter übersprudelnder Lebenslust das wärmste Herz!" murmelte der Professor und legte den Brief bei Seite.

Dann öffnete er das große Schreiben mit dem Amtssiegel.

Sein einstiger Rektor theilte ihm eine Regierungsverordnung mit, gemäß welcher in Ausführung der Bestimmungen des Friedensvertrages alle während des Krieges eingeleiteten Untersuchungen wegen politischer Vergehen oder Verbrechen niedergeschlagen und alle aus ihren Aemtern entfernten Beamten in ihre früheren Funktionen und Bezüge wieder eingesetzt seien.

Lange schaute der Professor auf das Blatt, das ihm im trockenen Kanzleistyl verkündete, daß er wieder ein Vaterland habe. Lange schaute er darauf, bis sich seine Augen füllten und Thräne um Thräne langsam über seine männlichen Wangen herabrollte.

Da pochte es wieder. Der Landammann trat ein. Er war sehr ernst, ward aber doch überrascht, als er die Rührung des Professors bemerkte.

„Haben Sie schon davon gehört?"

„Wovon?"

„Postdirektor Kleinert hat sich heute Nacht im Gefängniß St. Joseph in seiner Zelle erhängt. Damit ist auch jede Aufklärung, in wie weit er sich mit dem Bankdirektor eingelassen, vielleicht für immer vereitelt. Doch das ist nicht, was mich am meisten bedrückt. Mein Schwager Wenggy liegt von den Aerzten aufgegeben hoffnungslos darnieder. Er leidet an einer allgemeinen Nervenermüdung, welche er in letzter Zeit nur durch immer sich steigernde Aufregungen überwunden. Der Rückschlag nach den letzten Ereignissen war um so gewaltiger, und er ist nun ganz in sich zusammengebrochen. Wenn Sie ihn noch einmal sehen wollen, so ist es Zeit. Das Herz ist bereits sehr in Mitleidenschaft gezogen, und eine allgemeine Lähmung kann jeden Augenblick eintreten."

„Und — und wie trägt Frau Bertha ihr Unglück?"

„Würdig und gefaßt, wie alles im Leben. Sie fühlt es aber darum nicht minder tief, denn sie liebt den guten mißbrauchten Wenggy über alles."

„Und Hedwig?" fragte der Professor zögernd.

„Sie faßt die Sache in ihrer eigenthümlichen Weise auf. Sie ist ruhig und ihre Trauer hat einen fast verklärten Ausdruck. Sie hatte wie Sie ja selbst wissen, schon vor einigen Tagen mit einer Art wahlverwandter Ahnung vorhergesagt, daß Wenggy nicht lange mehr leben könne — obwol er und sie eigentlich nicht viel mitsammen verkehrten, denn Wenggy hatte keine Zeit, sich um das Kind zu kümmern, so stehen ihre beiden idealen Naturen sich doch sehr nahe Hoffentlich wird Hedwig, wenn die Trauer um den Schwager vorüber ist, auch dem Leben und der Liebe ihr Recht gönnen . . . Wollen Sie mich zur Falkenburg begleiten?“

„Gewiß — vorher erlauben Sie mir jedoch, Ihnen diesen Brief vorzulegen, den ich soeben empfange. Er ist von Angelikas Bruder.“

Mit Hast griff der Landammann darnach und las ihn. Allmählig verklärte sich sein umdüstertes Gesicht zu milder Freude.

„So reichen Glück und Trauer einander die Hände!“ sagte er. „Ich danke Ihnen. Wenn Sie mir erlauben, werde ich Angelikas Bruder die Aufschlüsse über mich geben, welche er zu erhalten wünscht. Ich traue Ihnen nicht allzuviel Unparteilichkeit zu. Erlauben Sie?“ fragte der Landammann und machte Miene, den Brief einzustecken.

„Ich wollte Sie darum bitten.“

„Und darf ich nach dem Grunde Ihrer Bewegung fragen, als ich eintrat?“

„Gewiß“, sagte der Professor, und seine Stimme ward von Neuem bewegt, als er dem Freunde das Schreiben seines Rektors reichte — „wie Sie sagen, Trauer und Freude reichen einander die Hände: Ich habe wieder ein Vaterland.“

Der Landammann las die Schrift. Dann reichte er dem Professor die Hand.

„An Ihrer Rührung in diesem Augenblicke erkenne ich, was Sie unter all' den Widerwärtigkeiten gelitten haben müssen, die wir nicht von Ihnen abwenden konnten. Wir verlieren viel an Ihnen — aber es ist gut so.“

Neunzehntes Kapitel.

Als der Landammann und der Professor durch das Gartenthor der Falkenburg traten, waren sie aufs höchste überrascht, daß Anneli und Kläreli ihnen weinend aber mit der Nachricht entgegenkamen, der Vater sei im Garten.

Einige Schritte weiter trafen sie Frau Bertha, mit ruhigem aber furchtbar bleichem Gesicht, welche sie dahin aufklärte, daß Wenggy in vollem Bewußtsein, es gehe mit ihm zu Ende, den herrlichen Tag im Freien zubringen wolle. Der Arzt hatte erklärt, daß das dem ganzen Zustande des Kranken nicht mehr viel schaden, das augenblickliche Befinden des Nationalraths aber angenehmer machen könne. Man hatte Wenggy daher in einem großen Lehnstuhl, wohlgeschützt gegen jeden Zugwind, in den Garten getragen, dorthin, wo die schon

schwächere Nachmittagsonne am wärmsten schien und wo man den freiesten Blick hatte auf die Stadt, den See und das Gebirge. Da saß nun der Nationalrath mit blutlosem Angesicht, die trüben Augen manchmal mühsam öffnend und mit verschleiertem Blick hinausschauend auf das herrliche Land zu seinen Füßen. Oft fielen seine Augen wieder zu und er schien in tiefen Schlaf zu sinken und manches im Traume vor sich hinzumurmeln. Dann wieder schoß eine jähe Röthe in seine Wangen. Er athmete rasch wie in äußerster Seelenangst und öffnete groß und starr die Augen, während die zitternden Hände sich bemühten, empor nach dem Herzen zu gelangen.

Hedwig kauerte daneben auf einem niedrigen Gartenschemel, von Zeit zu Zeit aufmerksam in das Gesicht des Schwerkranken schauend, dann wieder hinausblickend auf die bunte grüne sonnenbeglänzte Welt. Manchmal auch flößte sie dem Kranken mit der ihr eignen Zartheit einen Löffel voll Aether ein.

Die Augen des Nationalraths blieben dann wol einen Augenblik auf ihr ruhen, und über sein Gesicht, obwohl es unbeweglich war, glänzte es wie der Schimmer eines Lächelns.

Als der Landammann und der Professor näher kamen, hatte Wenggy die Augen geschlossen und schien zu

schlummern; Hedwig blickte auf die Ankömmlinge, als seien sie schon lange da, und reichte dem Professor mit traurig-freundlicher Unbefangenheit die Hand. Dem Händedruck ihres Bruders erwiderte sie schüchtern und verlegen. Es war zum ersten Male, daß der Professor die beiden Geschwister einander gegenüber sah. Es war ihm, als werde die scheue träumerische Seele Hedwigs angefröstelt von der klaren verständigen Ruhe, welche in dem Wesen des Landammanns lag.

Frau Bertha, die ihnen gefolgt war, mußte sich abwenden, um einen gewaltsamen Ausbruch des Schmerzes zurückzuhalten.

Nach einiger Zeit öffnete der Nationalrath die Augen. Es schien ihm Mühe zu machen, die Umstehenden zu erkennen. Der Professor stand ihm zunächst, und allmählich schien mit den Zügen seines einstigen Schützlings auch die Erinnerung an alles in ihm emporzudämmern, was sich an dessen Person knüpfte. Seine Blicke belebten sich mehr und mehr. Unsicher tastete er mit der Hand, als suche er etwas. Endlich hatte er Hedwigs Finger, welche auf der Lehne des Stuhles lagen, erreicht. Er umfaßte sie. Dann erhob er gegen den Professor seine Rechte, als ob er ihm die Hand reichen solle.

Eine hohe Glut stieg in die Wangen Hermanns,

als er dem deutlich ausgedrückten Wunsche des Nationalraths Folge leistend seine Hand in die zitternde des Kranken legte.

Die Augen des Nationalraths öffneten sich immer größer und wurden immer glänzender. Hedwig war aufgestanden und ließ es ruhig geschehen, daß der Nationalrath ihre Hand in die des Professors legte. Ihr Gesicht war feierlich ernst, und wie auf gemeinsamen Antrieb knieten sie zu beiden Seiten des Sterbenden nieder.

Jetzt begann dieser auch zu reden, anfangs mühsam und unverständlich, aber immer sicherer und hörbarer:

„Ihr seid gut — beide gut — und die Vereinigung des Guten kann nichts Böses schaffen — ich war im Unrecht — ich werde nicht lange mehr leben — ich möchte gut machen.“ Der Landammann trat vor:

„Du hast gefehlt in der besten Ueberzeugung, Schwager.“

Der Nationalrath, noch immer die Hände der beiden Knieenden haltend, heftete seine weitoffenen Augen auf den Landammann. In seine Wangen schoß jähe Glut:

„Gefehlt?“ sagte er, und seine Stimme klang trotz der raschem Athemzüge laut und verständlich. „Ich hatte Unrecht gegen diese beiden — sonst gegen

Niemanden. Ich hatte nicht das Recht, ihr Glück zu hindern um meinetwillen, der Verkünder der Freiheit und der ewigen Menschenrechte durfte Niemandem Freiheit und Liebe rauben wollen um seinetwillen. Das ist's was ich gut zu machen habe — sonst nichts."

Ein leises Schluchzen in der Nähe lenkte die Blicke des Kranken zur Seite. Da stand ihrer Bewegung nicht mächtig Frau Bertha — an ihre Seite drängten sich Anneli und Kläreli. Der Nationalrath ließ die Hände der Verlobten aus den seinen und streckte die bebende Rechte nach seiner Frau aus. Sie näherte sich ihrem Manne langsam und mit einer Art Ehrfurcht, dann fiel sie neben dem Stuhle nieder und verbarg ihr Haupt in seinen Kissen.

Die Kinder standen weinend neben ihr.

„Erst jetzt sehe ich, was Du mir bist, Wenggy!" rief Frau Bertha schluchzend. „Erst jetzt erkenne ich ganz Deine großen und edlen Eigenschaften. — Verzeihe mir, wenn ich Dir so oft das Leben schwer gemacht aus kleinlichen Sorgen."

Der Nationalrath tastete liebkosend über das Antlitz der Gattin. Aus seinen Augen leuchtete die innigste Liebe.

„Du hast es gut gemeint, Bertha," sagte er —

„Du warst für Deine Kinder besorgt wie die Henne für ihre Küchlein — meine Kinder waren das ganze Volk. Der Schwager hat mir jetzt wieder, wie immer gesagt, daß ich gefehlt, wenn auch in der besten Ueberzeugung. Er ist gut, ich glaube es, und auch ehrlich — aber er glaubt, daß man nur mit der Ruthe in der Hand die Menschen glücklich machen könne — ich halte die Freiheit für das erste und höchste aller Erdengüter.“

Die Freiheit, die Du träumst, Wenggy, ist nur denkbar in der Ordnung,“ ertönte die tiefe Stimme des Landammanns. „Und ich verspreche Dir, daß wir, wenn auch vielleicht nicht ganz so weitgehend, wie Du und Deine Freunde, das uns übertragene Revisionswerk so gewissenhaft ausführen, als es feurig angebahnt worden ist.“

„Willst Du?“ rief Wenggy und erhob die zitternde Hand vom Haupte des Weibes und streckte sie dem Schwager entgegen, der sie warm ergriff. „Ich möchte so gern mit dem Glauben aus der Welt gehen, daß nicht alles, was ich gehofft und wofür ich gearbeitet und gelitten habe, mit mir aus und zu Ende ist. Ich möchte glauben, daß mein Volk einmal Meister seiner eigenen Geschicke, frei und glücklich sein wird. Ich möchte nicht ohne diesen Glauben sterben.“

„Ich verspreche Dir, daß ich auf meine Weise alles dazu beitragen werde, das Volk des Kantons diesem schönen Ziele näher zu führen.“

„Dann kann ich auch von Dir versöhnt scheiden, Schwager!“ sagte der Nationalrath, und ein leichter Schauer schüttelte seinen Körper. „Jetzt zeig' mir nochmal meine Kinder, Bertha — vor meinen Augen wird es immer dunkler. Was ist das für ein dunkelrothes Licht?“ fragte der Nationalrath mit schwächer werdender Stimme.

„Die untergehende Sonne, Wenggy!“

„Ich werde die aufgehende nicht mehr sehen!“

Wenggy sah auch bereits nicht mehr die Gesichter seiner beiden Töchter, die man ganz nahe an seine Augen hob.

Diese blieben noch eine Zeit lang offen, dann fielen die Lider herab. Müde sank sein Haupt auf die Brust.

Die Abendröthe goß ihr verklärendes Licht aus über das ruhige friedliche Antlitz des Schlafenden. Niemand wagte ihn zu stören. Die Schatten der Nacht sanken herab — der Mond ging auf und leuchtete auf ein geisterbleiches Gesicht.

Da schrie Frau Bertha auf und stürzte sich

weinend auf ihren Gatten. Das Gesicht war starr, der Mund offen und die Lider hatten sich halb zurückgezogen von den verglasten Augen. Der Nationalrath war todt.

Zwanzigstes Kapitel.

Neues Leben auf den Gräbern.

Seit dem Tode des Nationalraths sind zwei Tage verflossen. Es war Mittag um ein Uhr, und der Landammann eben im Begriff, nach schweizerischer Sitte seinen Trauermantel umzubinden, einen Doppelkragen von schwarzem Zeug, um sich als Hauptleidtragender für seinen verstorbenen Schwager in das Trauerhaus zu begeben.

Das ernste, fast gedrückte Aussehen des Landammanns bewies, daß ihm der Tod seines Verwandten sehr nahe ging. Auch hatte er die lästige Volksbankangelegenheit zu ordnen gehabt, um seiner Schwester die Falkenburg als ruhigen Wittwensitz zu sichern, und die Erfahrungen, die er dabei gemacht, hatten ihn zuweilen tief erschüttert. Wenggy hatte alles, was er

sein nannte, rückhaltslos geopfert — diejenigen, welche ihm einst zugejauchzt, ja solche, welche sich seine Freunde genannt — hatten keine Rücksicht für seine Wittwe und seine Kinder.

Baar Geld macht Frieden, hatte der Landammann endlich gedacht, da ein Vergleich nicht zu Stande kommen wollte, und die Hälfte des eigenen Vermögens dahingegeben, um der Schwester die Heimat zu retten.

An all das dachte er, und er fragte sich selber, ob all diese herzlosen kleinlichen Geschöpfe werth seien, daß man für sie sterbe, wie Wenggy, für sie lebe wie er . . .

Da wurde ihm gemeldet, daß Professor Hermann in Begleitung eines anderen Herrn ihn zu sprechen wünsche.

Gleich darauf traten auch die Angemeldeten ein. In der Gesellschaft des Professors befand sich ein jüngerer Mann, dessen Auftreten und Aussehen bewiesen, daß er kein Schweizer war. „Herr Landammann", sagte der Professor, „ich stelle Ihnen hier meinen einstigen Zögling und jetzigen Freund, den Herrn Rittmeister von Wolfsegg vor —"

Der Landammann schaute betroffen auf.

„Den Bruder Angelikas", fügte der Rittmeister in der gewinnendsten Weise hinzu, indem er sich vor

dem Landammann verneigte. „Ich schätze mich glücklich, den Mann kennen zu lernen, den mein Freund und Lehrer so hoch verehrt und dessen Andenken meine Schwester nun zehn Jahre treu bewahrt hat. Ich würde mit den Herzensgeheimnissen meiner lieben Schwester nicht so aufrichtig sein, hätte mir der Herr Professor die Ihrigen nicht ebenfalls mitgetheilt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen eben so freundlich als achtungsvoll die Hand reiche."

Der Landammann ergriff mit beiden Händen die ausgestreckte Rechte des jungen Mannes.

„Und . . . Angelika?" stieß er hervor.

„Ist hier und erwartet Sie. Wir sind abgesandt, Sie zu ihr zu führen."

Mit dem Feuer eines zwanzigjährigen Jünglings griff der Landammann zu seinem Hut.

„Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie!"

Auf der Straße war er seinen Begleitern stets um einige Schritte voraus, und die Leute wunderten sich, als sie den sonst so ernsten Landammann mit Trauermantel und dem glücklichsten Gesichte über die Straße eilen sahen.

„Ein prächtiger Mann!" sagte der Rittmeister zu dem Professor. „Jetzt begreife ich meine Schwester vollkommen, was mir bisher nicht recht gelingen wollte."

Endlich waren sie vor den Zimmern Angelikas im Hotel angekommen.

Beim Ersteigen der Treppen schien es, als ob der Landammann plötzlich sehr müde geworden sei. Auch vor der Thüre blieb er stehen, bis der lebendige Rittmeister dieselbe öffnete.

Da befanden sich die drei Männer vor einer hohen bleichen schönen Dame, welche regungslos in der Mitte des Zimmers stand. Jetzt überdeckte sich das marmorne Gesicht mit einer glühenden Röthe, die hohe Gestalt trat einen Schritt vor, daß das schwere Seidenkleid rauschte, und streckte die Hand aus . . .

Der Landammann beugte sich in sprachloser Bewegung auf diese Hand nieder.

Der Rittmeister faßte den Professor unter den Arm und zog ihn an das Fenster. Dort genoß man eine schöne Fernsicht über den See.

„Also auch Du, mein weiberscheuer Pädagog!" lachte der Offizier. „Trotzdem ich immer das Gegentheil gehört, Liebe und Romantik scheinen hier in der Luft zu liegen. Ich selber spüre beim Anblick des Sees eine so unnennbare Sehnsucht . . . Doch, sage mir, bester Freund, was hat denn unser Rath für ein curioses Kleidungsstück am Leibe. Ich hätte fast laut aufgelacht, als ich es sah. Tragen sich hier die Re-

gierungsräthe gewöhnlich so, und bekommt meine Schwester etwa ein ähnliches Kostüm, wenn sie seine Frau wird?"

„Der Landammann trägt den Trauermantel, um seinen Schwager zur letzten Ruhestätte zu begleiten", sagte Professor Hermann ernst. „Ich als Ausländer kann mich dieser Sitte eher entschlagen."

Dann sah er auf die Uhr.

„Es ist Zeit. Wir müssen, so hart es ist, den Landammann darauf aufmerksam machen."

Es bedurfte dessen nicht. Ein paar Glockenschläge, welche dumpf vom Dome der Stadt herüberklangen, sagten dem Landammann, daß er Abschied nehmen müsse.

„Verzeih!" sagte der Rittmeister zu dem Professor, als er sah, daß der Professor seine Lustigkeit für nicht recht am Platze hielt. „Ich habe den Todten nie gekannt. Und wenn man so oft mit knapper Noth dem Tode entronnen ist, wie ich, freut man sich doppelt des Lebens. Und dann belebt es mich, daß meine so schwermüthige Angelika einmal glücklich ist. Und endlich entzückt mich der neue famose Schwager. Uebrigens werde ich mit zum Begräbniß gehen, denn ich gehöre ja auch bald zur Verwandtschaft."

So plauderte der Rittmeister weiter, als er gleich

dem Landammann sich verabschiedete. Er konnte es nicht unterlassen, der Schwester zuzuflüstern:

„Nun, Angelika, habe ich meine Sache gut gemacht?"

Angelika reichte ihm mit einem seligen Lächeln die Hand.

* * *

Das Begräbniß war vorüber. Der Nationalrath ruhte auf dem schönen Kirchhofe, von dem man den Blick über den weiten See und das Rund der fernen Berge hat.

Als die drei Männer auf der Falkenburg wieder anlangten, sahen sie neben den schwarzgekleideten Schwestern Frau Bertha und Hedwig noch eine lichtere Gestalt durch die Büsche schimmern.

Es war Angelika, deren sanfte tröstende Gegenwart schon jetzt ihren lindernden Einfluß auf den Gram der Wittwe äußerte.

Hedwig ging dem Professor mit ruhiger sinnender Trauer entgegen. „Bist Du nun mein, Hedwig?" fragte er.

„Für immer — der beste der Menschen hat unseren Bund gesegnet, und das bringt Glück und Weihe unserem ganzen Leben."

„Du betrauerst Deinen Schwager wol sehr?"

„Es konnte nicht anders sein; wenn er nicht mehr für andere leben konnte, mußte er sterben.“

* *
*

Im nächsten Frühling hielt eine Reihe von Wagen vor dem Thor der kleinen Kirche am Friedhofe, welche auch als Begräbnißkapelle diente. Zwei Brautpaare stiegen aus denselben und eine große Menge von Gästen folgte ihnen nach in die Kirche. Die beiden Bräute waren gleich gekleidet in weiße Seide, und die Krone von Myrthen, die sie trugen, schien der passendste Schmuck für das edle feine Antlitz der einen und für den sanften schwärmerischen Liebreiz der anderen. Auch eine blasse Frau in Wittwenkleidern und zwei schwarzgekleidete Mädchen folgten ihnen.

Als die Brautpaare wieder aus der Kirche traten, stiegen sie nicht sogleich in die Wagen, sondern gingen auf den Kirchhof und standen eine Weile an einem blumengeschmückten Grabe. Die Wittwe und die Kinder fingen laut zu weinen an, und aller Augen waren feucht. Hedwig ordnete sorgfältig einige in Unordnung gerathene Kränze. Die Gipfel der Berge schimmerten noch in ihrem Schneekleide.

Der Landammann und Professor Hermann führten die jungen Frauen sanft hinweg.

Man fuhr auf die Falkenburg, wo bereits ein

Frühstücksmahl bereit stand. Aber es wollte keine rechte Fröhlichkeit einkehren. Nach genossenem Mahle kleideten sich die Damen um. Hedwig erschien in Reisekleidern, und man fuhr hinunter an den Landungsplatz der Dampfboote. Es war bereits das letzte Zeichen gegeben, und man hatte alle Eile einzusteigen. Dennoch küßte Hedwig immer wieder ihre kleinen Nichten, die weinend an ihrem Halse hingen, und reichte der Schwester die Hand. „Sei glücklich im fremden Lande", sagte Frau Bertha, „glücklicher als ich."

„Mein Mann ist meine Heimat!" antwortete Hedwig.

Auch Angelika und der Landammann konnten sich kaum von den Abreisenden trennen.

Aber der Rittmeister drängte zum Einsteigen.

Endlich hatte man sich von einander losgerissen. Der Dampfer stieß ab. Der Rittmeister, Hedwig und der Professor standen am Hintertheile des Schiffes und schwenkten mit den Tüchern, da rief Hedwig noch einmal: „Grüße mir Wenggys Grab!"

Ende.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Neue Romane aus dem Verlage
von
Ernst Julius Günther in Leipzig.

(In jeder guten Leihbibliothek zu haben.)

Karl Frenzel, Geheimnisse. Novellen. 2 Bde. Thlr. 2.

Karl Frenzel, Lucifer. Ein Roman aus der Napoleonischen Zeit. 5 Bde. Preis Thlr. 4. 15.

Fr. Gerstäcker, Das Hintergebäude. Eine Erzählung. 1 Bd. Preis 25 Ngr.

Julius Grosse, Der neue Abälard. 2 Bde. Preis Thlr. 1. 22½

Julius Grosse, Offene Wunden. 3 Novellen. 3 Bde. Preis Thlr. 2. 15.

Hannah. Von d. Verf. v. „John Halifax." Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Preis Thlr. 2.

John Halifax, Gentleman. Autorisirte Ausgabe. Zweite Auflage. 4 Bde. Preis Thlr. 3.

Lucian Herbert, Die Blume von Sumatra. 2 Bände Preis Thlr. 2. —.

Lucian Herbert, Friedliche Fahrten in kriegerischer Zeit 1 Bd. Preis Thlr. 1. 15.

Herrin und Dienerin. Von der Verf. v. „John Halifax." Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Preis Thlr. 1. 10.

Edmund Höfer, Zur linken Hand. Novelle. 1 Bd. Preis Thlr. 1.

Fr. v. Hohenhausen, Schöne Geister und schöne Seelen oder Denkmale der Freundschaft berühmter Männer und Frauen. 1 Band. Preis Thlr. 1. 10.

S. Junghans, Verflossene Stunden. Novelle. 1 Bd. Preis 25 Ngr.

Georg Köberle, Alles um ein Nichts. 3 Bde. Preis Thlr. 2.

Leben um Leben. Von d. Verf. v. „John Halifax." Autor. Ausgabe. 3 Bde. Preis Thlr. 2. 15.

Leben, Ein edles. Von d. Verf. v. „John Halifax. Autoris. Ausgabe. 2 Bde, Preis Thlr. 1. 10.

Louise Mühlbach, Frauenherzen. Zwei Novellen. 2 Bde. Preis Thlr. 3.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.